Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1933

56. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 13. September 1933. Nummer 37

Mit Jesus.

Mit Jesus ring' ich durch zum Sieg
Und geb' nicht auf in diesem Krieg,
Obgleich des Feindes Macht auch stürmt,
Ein Hindernis auf's and're türmt,
Obgleich es auch so heiß und schwül
Im wilden wüsten Kampfgewühl,
Ob ich auch oft darniederlieg',
Mit Jesus ring' ich durch zum Sieg.

Mit Jesus ring' ich durch zum Sieg,
Ein starker Heiland kämpft für mich,
Und ob mir auch in dunkler Nacht
Kein einz'ger Freudenstern mehr lacht,
Und ob ich noch so müd' und matt,
Vom Erdenweh und Jammer satt,
Ich weiß, daß ich mich nicht betrüg'–
Mit Jesus ring' ich durch zum Sieg.

Mit Jesus ring' ich durch zum Sieg,
Und diese Hoffnung tröstet mich,
So daß ich auf der Pilgerbahn
Noch jubeln, jauchzen, singen kann,
Das gibt mir hier in dieser Zeit
Den Vorschmack ew'ger Seligkeit,
Und schön'res gibt es nicht für mich –
Mit Jesus ring' ich durch zum Sieg.

Rosthern, Sask. J. P. F.

Erklärungen, Vorträge oder Reden über Grundwahrheiten der Bibel

und Winke oder Ratschläge für öffentliche Mitarbeiter im Reiche Gottes von † Hermann Neufeld † gehalten und aufgeschrieben.

Nr. 10

Das Füßewaschen Jesu Seinen Jüngern, die Fußwaschung, das Füßewaschen der Gläubigen nach dem Tun Jesu und Seiner Lehre im Evangelium. Joh. 13, 1—17; 1. Mos. 18, 4. 24. 32; Luk. 7, 44; 1. Tim. 5, 10.

Es ist ein Dienst der Liebe, der Gastfreundschaft u. der Demütigung. Wann und wodurch angefangen, sagt weder die Heilige Schrift noch die Geschichte. Ist aber ein gegenseitiger Dienst als Wohltat in Liebe. Doch die Handlung ist sehr alt, und ist unter denen, die Gott gefürchtet und geliebt, gepflegt worden. Wie wir lesen 1. Mose 18. Als der Herr Abraham erschien im Hain Mamre. Das Erste, darum Abraham bat, dem Herrn und den Engeln zu tun, in seiner Liebe und Gastfreundschaft, war: „Ihnen die Füße zu waschen." Und als der Knecht Abrahams zu Laban kam der Rebekka wegen, das erste wurde ihnen Wasser gegeben, die Füße zu waschen. Also erkennen wir, daß das sich gegenseitig die Füßewaschen seit sehr alter Zeit unter denen an Gott Gläubigen fleißig gepflegt worden ist. Und wohl als eine Gott dem Vater wohlgefällige Handlung; wie auch Jesus der Sohn Gottes, da Er im Fleisch auf Erden war, davon eben in der Weise geredet; wie Er dem ganstfreundschaftlichen Manne, Siemon, dem Pharisäer, sagte, nach Luk. 7, 44: „Du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Tränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet." Der Siemon, als Pharisäer, hatte Ihm, dem Herrn Jesus, nicht den geringeren Liebesdienst erwiesen vor der Sünderin, die nach den Worten Jesu einen viel größeren Dienst erwiesen. Der Pharisäer hatte sich nicht demütigen können und dem Herrn Jesus Wasser gegeben zu den Füßen, noch gewaschen; die Sünderin aber, die er, der Pharisäer so nannte, hatte Seine Füße mit ihren Tränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Daraus erkennen wir, was Jesus von dem Füßewaschen meinte; wie es auch zu der Zeit, da Er auf Erden war, gepflegt worden ist. Also: Dienst oder öffentlicher Beweis der Liebe, der Freundschaft und der Demütigung, und auch der Hochachtung der andern, wie der Apostel Paulus die Gläubigen belehrt, nach Phil. 2, 3. „Durch Demut achte einer den andern höher denn sich selbst."

Wie wert dem Herrn Jesus das gegenseitige Füßewaschen, oder das, daß in der Fußwaschung offenbart und bezeugt wird, ist, und wie ernst Ihm um die Sache ist, das offenbart Er in der Nacht, da Er verraten ward: Nachdem Er den Jüngern das Abendmahl gegeben, nach Joh. 13: „Stand Er vom Abendmahl auf, legte Seine Kleider ab und nahm einen Schurz, d. Dienende benutzten zum dienen, und umgürtete sich. Darnach goß Er Wasser in ein Becken, hob an den Jüngern die Füße zu waschen und trocknete sie mit dem Schurz, damit Er umgürtet war." Hatte Er im Abendmahl ihnen geoffenbart, daß Er sich ihnen, den Gläubigen, mitteile und sie Ihn genießen dürfen, so offenbarte Er ihnen durch das Füßewaschen, wie Er sich erniedrigt für sie, um ihnen zu dienen, ja den geringsten Dienst zu tun, ihnen die Füße zu waschen; aus Liebe zu ihnen, und um sie zu reinigen. Denn Füßewaschen bedeutet Reinigung von dem, womit sie immer wieder verunreinigt werden können; das Er besser sah und wußte als sie, und das Er ihnen auch besser tun könne als sie sich selbst. Und ist auch, daß Er ihnen wohl tun wollte, weil Er sie so liebte, wie das Füßewaschen eine Wohltat ist, nicht nur Reinigung. Das aber ihnen zu tun offenbart wahre Demütigung und Demut, wie Jesus es war und nun offenbart, wie noch nie zuvor. War Er doch der Sohn Gottes, wie Petrus bekannte, nach Joh. 6, 67—69, als Jesus sie fragte, ob sie auch weggehen wollten; und Er war doch ihr Herr und Meister, und der wusch ihnen nun die Füße, als ob Er der Geringste unter ihnen sei, was die Jünger garnicht verstehen konnten, wie es Petrus offenbarte, als er sagte: „Solltest Du mir meine Füße waschen?" Joh. 13, 6. Es war ihnen das Füßewaschen unverständlicher als das Abendmahl. Denn sie erkannten, daß es etwas mehr war, als nur Füßewaschen. Doch Jesus sagte: „Werde ich dich nicht waschen, so hast du kein Teil mit mir." Also mit Jesu teilhaben, das bedeutete das Füßewaschen. Darum auch Petrus sofort bereit war, sich ganz waschen zu lassen. Joh. 13, 9. Doch Jesus sagte: „Wer gewaschen ist, der bedarf nichts, denn d. Füße zu waschen, sondern er ist ganz rein." Wer also im Blute Jesu gewaschen, nach Offb. 1, 5. Der ist rein, ganz rein; aber bedarf der Waschung, welche das Füßewaschen offenbart.

Dann aber sagte Jesus Seinen Jüngern, welche Lehre Er ihnen in dem Füßewaschen gegeben; in dem Er sie fragte: „Wisset ihr, was ich euch getan habe? Ihr heißet mich Meister und Herr und saget recht daran, denn ich bin es auch. So nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr euch untereinander die Füße waschen. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr tut, wie ich euch getan habe." Joh. 13, 12—15. Also, in der Lehre gab Jesus ihnen den Befehl, sich untereinander die Füße zu waschen; zu tun, wie Er ihnen getan. Demütig sein wie Er, sich einander, wie Er gedient, sich reinigen gegenseitig, wie Er sie, sich einander ermahnen, vermahnen, belehren und zurechtweisen, und einander wohlzutun, wie Er ihnen alle Zeit getan, in so mancherlei Weise. Wie die Apostel hernach die Gläubigen lehrten: Eph. 4, 32; Phil. 2, 1. 5; 1. Tess. 5, 14; 1. Pet. 3, 8; Ebr. 10, 24.

In dem sie sich untereinander die Füße waschen, wie Jesus getan u. befohlen, beweisen die Gläubigen jenes gegenseitige sich einander Tun, in der Liebe Christi, was ihnen im Evangelium gelehrt und wozu der Geist Christi sie treibt. Wie in der Taufe die Gläubigen ihr Gestorben-, Begraben- und Auferstandensein mit Christo, und im Abendmahl ihre Gemeinschaft mit Jesu und untereinander sichtbar, öffentlich offenbaren, beweisen und bezeugen, so bezeugen sie in der Fußwaschung ihre gegenseitige Behandlung, als Glieder in der Gemeinde Jesu Christi. Also hat die Fußwaschung, wozu der Herr Jesus sie eingesetzt und befohlen zu unterhalten, wie Taufe und Abendmahl, wozu der Herr sie gegeben, gleiche Bedeutung; weil sie der Herr Jesus gegeben, wie Taufe und Abendmahl. Wie im Evangelium Matthäus, Markus und Lukas das Abendmahl beschrieben, so ist im Evangelium Johannes die Fußwaschung beschrieben. Warum nun ist in den ersten 3 Evangelien die Fußwaschung nicht genannt und im Evangelium Johannes aber gesagt: „Stand Er vom Abendmahl auf," Joh. 13, 4; und dann wird die Fußwaschung nicht weniger ausführlich beschrieben, wie dort das Abendmahl?

Die Ursache wird wohl die sein: Als Johannes das Evangelium schrieb, dann waren schon die ersten drei Evangelien geschrieben, darum er auch wird gewußt haben; und so hat er die Fußwaschung beschrieben, weil jene drei sie nicht beschrieben; und das Abendmahl hat er nicht beschrieben, weil jene es so ausführlich beschrieben. Daß Johannes diese Absicht gehabt hat, nur das zu schreiben, was die andern nicht geschrieben, und das nicht zu schreiben, was die andern schon geschrieben, davon zeugt beinah jedes Kapitel in seinem Evangelium; weil in jedem Kapitel einiges oder vieles enthalten, davon die andern garnicht geschrieben. Und was Johannes in Kap. 13—17 geschrieben, ja vieles

Wir sollen und wollen unsere Versprechungen einlösen. Das können wir nur, wenn Ihr, lieben Leser, auch Eure Versprechungen einlöset. Bitte erfüllt sie sofort. Ed.

in den andern 16 Kapiteln, davon ist in den andern Evangelien nichts berichtet. Also hat der Apostel Joh. mit dem von ihm geschriebenen Evangelium ersetzen wollen, was die anderen heiligen Schreiber der drei Evangelien wohl nach Gottes Vorsehung unterlassen zu schreiben. Johannes der Apostel konnte auch schreiben nach 1. Joh. 1, 1: „Das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unsern Augen, das wir beschauet haben und mit unseren Händen betastet haben" usw.

Diese Handlung, die Einsetzung, diese Lehre und diesen Befehl schließt Jesus mit den Worten: „Wahrlich, wahrlich, Ich sage euch: Der Knecht ist nicht größer denn sein Herr, noch der Apostel größer denn der ihn gesandt hat. So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr's tut." Joh. 13, 16. 17. Also Jesus ist ihr, der Apostel, und aller Seiner Jünger Herr, und in so weit sie berufen zu Seinem Dienste, in Seinem Reiche ist Er auch, der sie gesandt. Und sagt damit, wenn Er ihnen die Füße gewaschen, solche Lehre gegeben und befohlen, so sollten sie als Seine Knechte und Apostel, die Er gesandt, sich untereinander die Füße waschen, und es auch andern lehren. Und da sie solches wußten, weil Er es ihnen getan, sie gelehrt und ihnen befohlen, würden sie selig sein, wenn sie es tun würden. Und der Apostel Paulus schreibt an Timothäus in 1. Tim. 5, 10 von den Witwen in der Gemeinde Christi: „So sie der Heiligen Füße gewaschen hat," woran wohl zu erkennen, daß die Apostel es gelehrt und die Gemeinden es gepflegt haben. Und weil Er verheißt, selig sein im Tun, so waren die Apostel und die späteren Gläubigen selig, glückselig, heißt es in Elberf. Uebersetzung; und alle, die es im kindlichen Glauben pflegen, sind selig nach dem Worte Jesu Christi, der es selbst getan und befohlen zu tun. Und das ist das größte Glück der Gläubigen in der Gemeinde, im Reiche Gottes, wie auch der Apostel Jakobus sagt, Jak. 1, 25: „Der wird selig sein in seiner Tat." Und wer hier selig ist, im Gehorsam, in der Gemeinde Gottes, gegen Ihn, unsern Herrn und Heiland Jesus Christus, wie Er in Seinem Worte lehrt und der heilige Geist überzeugt, mahnt und treibt, der wird selig sein in Ewigkeit um Jesu willen. Amen!

Hermann Neufeld, Nikolajewka.

Den 3. Dez. 1933, 12 Uhr auf Mittag.

Ehrenrettung des Ziffernsystems.

1. Einleitung.

Die Ueberzeugung, daß nur vermittelst der Ziffernschrift ein schnelles und allgemeines Fortschreiten in der zur Verbesserung unseres Gesanges so notwendigen Singekunst zu hoffen sei, ist bei mir durch Beobachtungen so unerschütterlich geworden, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als daß diese Bezeichnungsart bei Gesangvereinen, Kirchenchören und beim Gemeindegesang die einzige sein und bleiben möge, wie es früher bei uns der Fall war. Denn wozu die schwer zu erlernende Kunst nach Noten zu singen für diejenigen, die keine eigentliche Musiker werden können und wollen? Für den großen Haufen unseres Volkes bedarf es, meine ich, schlechterdings der Lieder- und Choralbücher mit Ziffernbezeichnung; und es wird mit der Verbesserung des Kirchengesanges sehr langsam gehen, wenn nicht dafür gesorgt wird. Ich wünsche daher, daß die vorliegende Abhandlung vorurteilsfrei gelesen und studiert werden möge. Sie wird alsdann gewiß überzeugen und das ihrige zur Beförderung des Guten und Schönen beitragen.

Durch die Aufstellung einer naturgemäßeren Methode und einer leichtern Bezeichnungsart der Töne (die später vervollkommnet wurde) hat der Oberkonsistorialrat Natorp um den Gesangunterricht in den Elementarschulen sich sehr verdient gemacht. Um 1830 betrat Lehrer Heinrich Franz diese geebnete Bahn, führte in Rußland unter den Mennoniten das aufgestellte Ziffernsystem ein, und ein glücklicher Erfolg krönte seine Bemühungen. Gefunden war das Mittel, Schul-, Volks- und Kirchengesang zu veredeln. Es wurden die verschiedensten Lieder- und Choralbücher herausgegeben und fanden gute Aufnahme und Verbreitung. Mit dem Einbrechen des Weltkrieges (1914) und des Bürgerkrieges (1917) war der Druck dieser Literatur lahmgelegt. Dann kam die Auswanderung unseres Volkes nach Amerika. Wenig von der vorhandenen Literatur in Ziffernnoten konnte herübergerettet werden. Dieses bewirkte einen Rückschritt in unserem Volks- und Gemeindegesange. Dazu kam dann noch das Vorurteil einiger Personen, die die Ziffernbezeichnung als unzulänglich bezeichneten. Die Folge davon ist, daß Viele, zum Nachteile einer allgemeinen Gesangbildung, zum Gebrauch der Noten übergingen, daß Viele derer, die dem Ziffernsystem treu blieben, dennoch erkalteten.

Wenn die reine Liebe zur Sache den Schreiber dieser Abhandlung auffordert, die Gründe gegen das Ziffernsystem zu beleuchten, und den Versuch zu wagen, sie zu entkräftigen, so befürchtet er nur so weniger den Tadel der Gegner, da er nicht wie sie, ein System umzustoßen, sondern das umgeworfene wieder aufzurichten trachtet. Keiner kann und wird es übel deuten, daß die Meinungen verschieden sind, und der Schreiber bis jetzt (1933) noch keinen Grund zur Verwerfung der Tonziffern hat auffinden können.

Die Gottheit und Menschheit unseres Herrn Jesu Christi.

(Die in Folgendem vorkommenden Bibelsprüche sind nach wortgetreuer Uebersetzung angeführt.)

(Von H. A. Müller.)

Am Schluße des ersten Timotheusbriefes finden wir folgende Worte: „O Timotheus, bewahre das anvertraute Gut, indem du dich von den ungöttlichen, eitlen Reden und Widersprüchen der fälschlich sogenannten Kenntnis wegwendest, zu welcher sich bekennend etliche vom Glauben abgeirrt sind." (Vers 20, 21.) Das, was der Apostel hier schreibt, ist eine Warnung, die heute ebenso gilt, wie sie vordem gegolten hat, eine Warnung, die namentlich solchen gilt, die den Platz eines Timotheus einnehmen d. h. eines solchen, der für berufen gilt, andern das Wort Gottes zu übermitteln und auszulegen. Wir erinnern hier an Worte, die wir im Anfang des dritten Kapitels im Jakobusbriefe lesen: „Seid nicht viele Lehrer, meine Brüder, da ihr wisset, daß wir ein schwereres Urteil empfangen werden; denn wir alle straucheln oft. Wenn jemand nicht im Worte strauchelt, der ist ein vollkommener Mann, fähig, auch den ganzen Leib zu zügeln." Die Worte sagen uns, daß in alter Zeit, wie auch heute einem jeden der Weg offen steht, in den Platz eines solchen einzugehen, der anderen Belehrung erteilt, daß damit aber auch seine Verantwortung Gott gegenüber wächst, dem er schließlich einmal Rechenschaft geben muß von dem, was er mit dem ihm anvertrauten Gut, — dem heiligen Worte Gottes —, gemacht hat, indem er es Seelen, die Gott selbst gemacht hat, vorstellt. Die Worte „Wir alle straucheln oft" wollen uns sagen, daß wir alle die Neigung haben, uns eines ungeschickten oder unrichtigen Ausdrucks zu bedienen, in welcher Angelegenheit es auch sein mag, wodurch mehr oder weniger Schaden entstehen kann. Aber die Tragweite unrichtiger Ausdrucksweise geht weiter, wenn es sich um göttliche Wahrheit handelt, als wenn die Gegenstände, von denen wir reden, nur irdischer Art sind; in 2. Tim. 1, 13 finden wir die Ermahnung: „Halte fest das Bild gesunder Worte, die du von mir gehört hast." Wir sehen hier, wie der Apostel darauf besteht, daß sein jüngerer Mitarbeiter genau das festhalten und anderen übermitteln soll, was er von ihm empfangen hat. Paulus ist sich bewußt, daß er sein Evangelium direkt vom Herrn bekommen hat, und wir hören im Anfang des Galaterbriefes wie er in den stärksten Ausdrücken davor warnt, irgend etwas zu dem hinzuzufügen, was die Seelen von ihm als Evangelium gehört haben.

In 1. Tim. 3, 16 bezeichnet der Apostel als „Geheimnis der Gottseligkeit", „Gott ist geoffenbaret im Fleische." Dieses stimmt mit dem zusammen, was wir in Joh. 1, 18 lesen: Niemand hat Gott jemals gesehen; der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoß ist, der hat Ihn kundgemacht. Wir nehmen dazu, was wir in Micha 5, Vers 1 finden, daß aus Bethlehem Der kommen soll, dessen Ausgänge von der Urzeit, von den Tagen der Ewigkeit her sind. In Jesaja 9, 6 heißt es: Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geboren und die Herrschaft ruht auf Seiner Schulter; und man nennt Seinen Namen: Wunderbar, Berater, starker Gott, Vater der Ewigkeit, Friedefürst.

Ueberschauen wir nun das, was Alles in den vorstehenden angeführten Schriftstellen enthalten ist. Das erste ist, daß es sich um ein göttliches Geheimnis handelt. Der Herr Jesus sagt von Sich: „Niemand erkennt den Sohn, als nur der Vater," Matth. 11, 27. Die Verbindung von Gott und Menschen in einer Person, die wir in dem Herrn Jesu finden, ist eine ganz einzigartige, die ohne Gleichen dasteht. Sie uns oder andern zu erklären, ist weder unsere Aufgabe, noch haben wir die Fähigkeit dazu. Zwei einfache Verse drücken sich darüber so aus:

O Lebenswort, wer dankt genug,
Daß Du im Fleisch gekommen
Und nach der Liebe tiefstem Zug
Das Knechtsbild angenommen.
Du schämtest Dich der Sünder nicht,
Stand'st Selber für sie im Gericht
Und starbst für ihre Sünden
Kein Mensch dies Wunder fassen kann,
Kein Engel kann's verstehen
Der Glaube schaut's und betet an
Bewundert, was geschehen.
Drum sei Dir unser Lob geweiht
Denn Dir, dem Herrn der Herrlichkeit
Preis, Ehr' und Ruhm gebührt.

Unsere Aufgabe ist also nicht, das Geheimnis ergründen, erforschen oder erklären zu wollen, wir haben es einfach im Glauben demütig und dankbar, als Wahrheit anzunehmen.

Der Herr Jesus kam als Gott, ja als die „Gabe Gottes" (Joh. 3, 16, und 4, 10) für uns auf diese Erde, und wir dürfen diese wunderbare Gabe, ein jedes für sich dankbar annehmen.

Jeden Versuch in dieses unergründliche Geheimnis eindringen zu wollen, können wir mit dem vergleichen, was die Leute von Beth-Semes mit der Bundeslade taten, als sie aus dem Lande der Philister zu ihnen zurückkam (Siehe 1. Sam. 6, 19), und der Herr sie bestrafen mußte, weil sich einige unterstanden hatten, ihre Neugierde durch Hineinschauen in die Lade, zu befriedigen.

Weiter möchten wir auf den merkwürdigen Ausdruck aufmerksam machen, den wir wie oben angeführt in Joh. 1, 18 finden, der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoß ist. In demselben Sinne heißt es in Joh. 3, 13, des Menschen Sohn, der im Himmel ist; wir hören hier von einem „im Schoß des Vaters sein", und „im Himmel sein", was durch das Kommen des Sohnes auf die Erde, im Auftrag des Vaters, nicht unterbrochen wurde. Hiermit stimmt was wir in Joh. 8, 59 lesen, wo der Herr zu den Juden sagt: Ehe Abraham ward, bin ich. Dieses spricht ebenfalls von einer ununterbrochenen und unveränderten Existenz des Sohnes Gottes, der aus Liebe zu uns herabkam und der „Sohn des Menschen" wurde, von einer unausdenkbaren Zeit her bis zu der Zeit, da Er hier auf Erden erschien.

Auch hier müssen wir wieder sagen, daß wir vor einem für uns Menschen unerklärlichen Geheimnis stehen, vor dem wir nur staunend anbeten können.

(Fortsetzung folgt.)

Viele aus unserem Volke kennen den Gesang nach Ziffern nur dem Namen nach. Viele sehen die Ziffernbezeichnung als Spielerei an, gut genug für solche, die mit Noten nichts anzufangen wissen. Andere, welche die Noten für die einzig mögliche Bezeichnungsart halten, geben sich keine Mühe, den Zifferngesang zu studieren. Sie alle tragen dazu bei, daß der Dirigent, der den unter seiner Leitung stehenden Chor nach Ziffern singen läßt, befürchten muß, daß über ihn und seine beschränkte (?) Ansicht mitleidig die Achseln gezuckt werden. Diese Abhandlung möge ihm als Waffe dienen, wenn man ihn angreift.

2. Widerlegung einiger Bemerkungen.

1. Einwand: „In der musikalischen Welt sind Noten die allgemein üblichen und allgemein verständlichen Zeichen; also darf keine andere Bezeichnung gewählt werden."

Der musikalischen Welt sollen durchaus nicht die Noten genommen werden; gehört aber das Volk zur musikalischen Welt? Der Volks- und Kirchengesang ist ein eigener, und mag als solcher auch eigens bezeichnet werden. Soll dieses aber nicht gestattet sein, dann durfte Stephani aus demselben Grunde nicht die Lautmethoden einführen; Gottfried Weber nicht eine neue Molltonleiter aufstellen.

2. Einwand: „Da die Noten doch nun einmal die üblichen Tonzeichen sind, die Ziffern aber dieses Recht mit ihnen teilen wollen, so gehen die Freunde der letzteren damit um, einen Staat im Staate zu bilden."

Noten sind, wie Ziffern, nichts mehr und nichts weniger, als bloße Zeichen, von welchen ich diejenige Gattung wählen kann, die ich für meinen Zweck am angemessensten halte. Die Noten bilden keinen Staat, sondern, wenn das Bild beibehalten werden soll, die Musik selbst ist der Staat, und Noten und Ziffern sind nur die Diener derselben. In obiger Behauptung wird aber das Zeichen mit der Sache verwechselt, denn Noten und Ziffern sind keine Musik, und diese war schon längst da, ehe an jene gedacht wurde.

3. Einwand: „Da die Ziffern den Sängern als Zeichen der Einheiten bekannt sind, so ist es nicht ratsam, dieselben nun auch als Tonzeichen zu gebrauchen."

Warum nicht? Werden doch z. B. Buchstaben in der Lesekunst als Lautzeichen, in der Musik als Töne (die Notennamen müßten also auch wegfallen!), in der Mathematik als unbekannte und unbestimmte Größen, in der Logik als Einteilungszeichen gebraucht! Zudem sind dem Sänger die Tonziffern nicht Grund- sondern Ordnungszahlen, und er lernt hier die Zahl von einer andern Seite betrachten.

4. Einwand: „Die runden Noten befriedigen mehr das Schönheitsgefühl, als die eckigen Ziffern."

Dieser Einwurf ist so unbedeutend, daß er kaum einer Entgegnung bedürfte. Sollten auch die Noten wirklich schöner sein, so muß in dem Volks- und Kirchengesange die Schönheit der Nützlichkeit untergeordnet bleiben.

5. Einwand: „Die weichen Notennamen sagen dem Gefühle mehr zu, als die harten Namen der Ziffern."

Dieser Einwurf ist ohne Bedeutung und nicht gegründet; denn welche Namen mögen dem Gefühle mehr zusagen: eins, zwei, drei, vier usw., oder cis, fis, gis, ais? Welche mögen den Vorwurf der Härte wohl mehr verdienen?

6. Einwand: „Der Ziffersänger sieht sich, wenn er nachher ein Instrument spielen lernen will, in die Notwendigkeit versetzt, dennoch mit den Noten sich bekannt zu machen."

Soll denn der Gesangverein oder die Kirche der Ort sein, wo der künftige Virtuose seine Noten erlernt? Und wenn, hoch angeschlagen, unter hundert Sängern vielleicht zehn sind (auf dem Lande kaum Einer), die künftig der Noten bedürfen, — sollen denn die übrigen Alle, um dieser wenigen willen, in ihrer Bildung aufgehalten werden? etwas erlernen, was ihnen wenig nützt? Ich sage **wenig**, denn die Erfahrung lehrt es, daß die Sänger unseres Volkes selten einige Fertigkeit im Notensingen erlangen. Ich kenne gute Klavier-, Violin- und Posaunenspieler, die geläufig Noten spielen, aber nach Noten zu singen vermögen sie nicht, sondern benutzen die Ziffern.

7. Einwand: „Denen, die künftig mit den Noten bekannt sein müssen, geht der ganze Unterricht der Singübungen verloren."

Das wäre! Rechnet man denn die Weckung des musikalischen Sinnes und Gefühls, die Bildung der Singorgane und des Gehörs, die Taktübungen u. das **feste, richtige** Treffen vorgeschriebener Intervalle für gar nichts?

8. Einwand: „Ist es nicht gleichgültig, welche Form man einer Bezeichnung gibt?"

Allerdings; doch wird man wohl tun, diejenige zu wählen, welche am leichtesten zu übersehen ist, und am schnellsten zum Ziele führt.

3. Vorzüge des Ziffernsystems.

1. Vorzug: Ersparung an Raum und Zeit.

Der Ziffernsänger bedarf nur einer Linie, wo der Notensänger deren fünf nötig hat. Bei vierstimmigen Chor muß der Notensänger 10 System- und weitere Hilfslinien haben, der Ziffernsänger kommt aber mit vier Linien aus. Das Ziffernschreiben geht geläufiger und weniger zeitraubend als das Notenschreiben. Zeitersparung verdient große Berücksichtigung. Man vergleiche noch Vorzug 3 und 4, besonders 6 und 7.

2. Vorzug: Schon die Erfahrung spricht dafür, daß die Ziffernbezeichnung die zweckmäßigste ist.

Die Erfahrung sagt, daß Sänger, nach dieser Bezeichnungsart im Gesange unterrichtet, weit schnellere Fortschritte machen, als Sänger, die nach Noten unterrichtet werden. Daß in einigen Gemeinden wackere Dirigenten auch beim Gebrauch der Notenschrift, zur Bildung des Gesanges nicht wenig beitragen, das kann nicht geleugnet werden. Allein wer wüßte es nicht, daß dies sehr seltene Ausnahmen sind. Ob diese Dirigenten aber bei Anwendung des Ziffernsystems nicht noch **weit mehr liefern** würden? — das können nur diejenigen verneinen, die mit demselben unbekannt sind. Dagegen haben wir in unseren Gemeinden auch Gesangvereine, in denen beim Gesangunterrichte nach Noten ein **rein mechanisches** Wesen herrscht. Ein Ziffernsänger macht weit schnellere Fortschritte als der Notensänger; — das spricht den Ziffern den **vollständigen Triumph** zu.

3. Vorzug: Der Ziffernsänger braucht seine Tonzeichen nicht erst kennen zu lernen, sie sind ihm schon anders woher bekannt, und er hat deren nur sieben.

Und der Notensänger? Er muß die Noten **erlernen,** und zwar hinsichtlich ihres verschiedenen Standes (z. B. wie vielerlei C) und der verschiedenen Schlüssel eine bedeutende Anzahl. Und welche Mühe für den strebsamen Dirigenten, der sich damit beschäftigt! Wie viele Notensänger unseres Volkes kennen aber die Noten, wenn ihnen die Hilfe des Instruments entzogen wird?

4. Vorzug: Der Ziffernsänger bedarf keines Schlüssels.

Der Notensänger aber muß mit **vielen** Schlüsseln bekannt sein: Violin-, Diskant-, Alt-, Tenor- und Baßschlüssel. Man wende nicht ein, jeder einzelne Sänger bedürfe doch nur eines Schlüssels; denn es kann nicht fehlen, daß sie, bei Veränderung ihres Singorgans, wieder andere Schlüssel einüben müssen. Dasselbe gilt, wenn der Sangmeister eine Stimme verstärken, oder eine andere schwächen muß. Nun müssen aber nach Obigem die Sopransänger bekannt sein mit dem Violin- und Diskantschlüssel, die Tenorsänger mit dem Violin-, Diskant-, Tenor- und Baßschlüssel.

5. Vorzug: Der Ziffernsänger hat einen **festen** Punkt, von welchem aus er die Tonverhältnisse berechnet, und dieser feste Punkt ist 1.

Der Notensänger hingegen hat **keine** Basis, sondern er rechnet von **jedem neuen** Tone zu dem folgenden. Beim Ziffernsingen bedarf es keines Zählens, denn in der Ziffer selbst hat der Sänger die Zahl der Stufe.

6. Vorzug: Der Ziffernsänger kennt nur **eine** Tonart.

Die Bezeichnung der Gesänge aus einem Molltone ist aus der Bezeichnung der nächstverwandten Durtonleiter genommen, macht also **keinen** weiteren Unterschied. Der Notensänger hat wenigstens 30 Tonarten, und muß aus jeder singen lernen. Bei jeder neuen Tonart sind aber nicht nur dieselben Schwierigkeiten von Neuem zu überwinden, sondern es kommen, wegen der Vorzeichnungen, immer mehrere hinzu. Zudem erhalten auch die Intervalle bei jeder Tonart einer andern Stufe einen anderen Stand auf dem Liniensysteme. In einem Gesange aus C-Dur steht beim Diskantschlüssel die Grundnote auf der ersten, die Quinte auf der dritten Linie usw.; in G-Dur liegt der Grundton auf der dritten, die Quinte auf der fünften Linie usw., usw.. Bei Ziffern aber heißt der Grundton **immer** 1, die Quinte **immer** 5, die Septime **immer** 7.

7. Vorzug: Der Ziffernsänger hat nur **eine** Tonleiter.

Die Moll-Tonleiter liegt ganz in der nächstverwandten Dur-Tonleiter: (1—7) 6—5—4—3—2—1—7—6. Wie viele verschiedene Bezeichnungen der Tonleiter hat dagegen der Notensänger sich einzuprägen!

Wenn wir die 30 Tonarten berücksichtigen, so ergeben sich folgende 15 Dur-Tonleitern: C. G. D., A, E, H, Fis, Cis, F, B, Es, As, Des, Ges, Ces, und die 15 Moll-Tonleitern: A, E, H, Fis, Cis, Gis, Dis, Ais, D, G, C, F, B, Es und As, also 30 **Leitern.** Diese müssen nun nun wenigsten an zwei Schlüsseln, dem Violin- (G–) und dem Baß- (F–) schlüssel eingeübt werden, und erhalten bei jedem einen **anderen** Stand auf dem Notenliniensysteme. Es findet also eine 2 mal 30, also 60 malige Verschiedenheit statt. Bei vollständiger Aufstellung der 15 harten und 15 weichen, das sind 30 Tonarten, multipliziert mit den 5 Schlüsseln, ergibt sich das Produkt von **150 Verschiedenheiten der Tonleiterbezeichnung!** Für unser einfaches Volk ist daher das Notensystem zu ausgedehnt und zu schwer.

8. Vorzug: Die halben Töne der diatonischen Tonleiter haben immer denselben Namen.

Im Notensystem sind es bald die Folgen: e-f, h-c, dann fis-g, cis-d, gis-a usw., usw.; im Ziffernsystem durch **alle** Tonarten in Moll wie in Dur **immer** 3-4 und 7-1 (8). Dur: 1-7- -6- -5- -4-3- -2- -1; Moll: 6- -5- -4-3- -2- -1-7- -6. Da nun in den Leitern aller Töne diese halben auf dieselben Stufen fallen, so folgt

9. Vorzug: Daß der Ziffernsänger **keiner** Vorzeichnung bedarf.

Der Notensänger dagegen hat bald keine Vorzeichnung, bald ein, bald zwei, drei usw. Kreuze oder Bes, und muß während der ganzen Dauer des Gesanges immer an dieselben denken, und folglich mit dem Treffen der Töne die Erinnerung einer wesentlichen Erhöhung oder Erniedrigung des Tones verbinden. Der Ziffernsänger hingegen macht es wie die Natur: beide kennen und haben **keine** Vorzeichnungen.

10. Vorzug: Die Bezeichnung der Intervallengrößen bleiben dem Ziffernsänger in allen Tonarten sich gleich.

Der Grundton heißt immer 1, die Terz immer 3, die Sexte immer 6, das Tonstück gehe aus G–Dur oder aus Cis–Dur, aus F–Moll oder aus Des–Moll; denn selbst in Molltönen bleibt dieses Verhältnis, da der Sänger **alle** Intervalle von 1 berechnet, und diese ihm Grundton (nicht Hauptton) ist. Dem Notensänger ist g jetzt Grundton, dann Sekunde, dann Terz, kurz, jeder einzelne Ton liegt bald auf dieser, bald auf jener Stufe der Tonleiter.

11. Vorzug: Der Zifferngesang ist dem Sänger aus unserem Volke angenehmer, als der Gesang nach Noten.

Dieses ist natürlich Folge des Leichtern und des schnelleren Fortschreitens.

12. Vorzug: Noten sind die ge-

lehrten, Ziffern die volkstümliche (also leicht verständliche) Bezeichnung der Töne.

Diese Ueberzeugung wird jeder gewonnen haben, so wie Jedem es klar sein wird, daß die Tonziffer das in der Musik ist, was eine Formel in der Mathematik. So wie in der Musik die 1 bald c, bald d, bald es ist, so in der Mathematik a gleich 20 oder 112. Da nun für Volk und Kirche die populäre Bezeichnung die zweckmäßigste ist, und nur sie das Mittel, Gesangbildung überhaupt und kirchliche Sängerchöre insbesondere überall ins Leben zu rufen, — so ist wohl kein Wunsch gerechter, als der Wunsch einer allgemeinen Anerkennung der Vorzüge des Tonziffernsystems, für Volks- und Kirchengesang vor dem Notensysteme, und der, einer allgemeinen Anwendung in unserer Sängerwelt. Denn

13. Vorzug: Der Ziffernsänger erreicht ganz sein Ziel; der Notensänger hingegen bleibt auf halbem Wege stehen.

Dieses bedarf weiter keines Beweises, da der Ziffernsänger eben so schnell, oder vielmehr schneller **mit dem Ganzen** fertig ist, als der Notensänger **mit einer Tonart.**

4. Prüfung der Gegengründe.

1. Gegengrund: „Der Zifferngesang kann gar nicht, oder nur wenig berücksichtigt werden, da derselbe nur hier und dort Aufnahme gefunden hat."

An der Wahrheit dieser Behauptung muß, soweit unser mennonitisches Volk in Betracht kommt, gezweifelt werden. In Rußland sang unser Volk (insgesamt 80 000 Seelen) in den Schulen, Häusern, Vereinen und Kirchen nach Ziffern. In der Ziffer, als Darstellerin des Tones, wurde unserm Volke ein Kleinod gereicht; und als solches hat sie sich so, durch mehr als 100 Jahren, bewährt gefunden, daß, trotz der Menge der Verunglimpfungen, in vielen Methodenbüchern für Volksschullehrer der Zifferngesang anempfohlen worden ist. Wie viele Notensänger mögen es unter den, die Kirche besuchenden, oder unter den, in Vereinen singenden geben, die **wirklich,** ohne Hilfe des Instruments, nach Noten singen? Freilich, allbekannte Melodien, als: Wer nur den lieben Gott läßt walten, Freu' dich sehr, o meine Seele und andere, werden nach Noten gesungen. In weniger gebräuchlichen Melodien bemerkt man, aber eine auffallende Stockung, welches wieder beweiset, daß **Notengesang nicht Volksgesang** ist.

2. Gegengrund: „Der Sänger mit dem Notenblatte hat ein musikalischeres Ansehen, als der mit dem Ziffernblatte."

Dieser unbedeutende, von Hochmut aufgeblasene Einwurf würde nicht hier aufgeführt worden sein, wenn es nicht wirklich Leute gäbe, die durch falsche Scham und obigen Einwurf getrieben werden, umzulernen. Ohne behaupten zu wollen, daß obiger Gegengrund eine Scharlatanerie ist, möchte man doch fragen, ob es erlaubt ist, unsere Sänger zu solchen Gaukeleien abzurichten? Gott sieht weder die Noten noch die Ziffern an, sondern hört und richtet, was aus unserem Munde kommt. An der Form des Zeichens ist nichts gelegen, und die Musik besteht weder in Noten noch in Ziffern.

3. Gegengrund: „Das Notenliniensystem gibt ein anschauliches Bild der Entfernungen der Stufen, das Ziffernsystem aber nur ein Zeichen."

Beim Notenliniensystem (Bild) müssen die Stufen nachgezählt werden; das Ziffernsystem (Zeichen) gibt uns die Zahl der Stufe gleich. Bei dem Notensystem werden erst durch die fünf Linien die Stufen abgebildet, und nun durch die Noten selbst diejenige angewiesen, um welche es eben jetzt gilt; das Ziffernsystem hingegen gibt in **einem** Zeichen Stufe und Ton an. Beim Liniensystem müssen durchaus die Stufen erst gezählt werden (hier ist die Rede von Notensängern unseres Volkes!), denn das gepriesene „anschauliche Bild" verwandelt sich mit **jedem** Augenblicke: jetzt ist h die Septime und gleich darauf die Terz, jetzt die None und nun die Quinte (siehe 10. Vorzug).

4. Gegengrund: „Das Notenliniensystem gewährt einen Vorteil, dessen der Ziffernsänger gänzlich entbehrt. Vermöge der Anschauung kann der Notensänger, ein vorgeschriebenes Intervall zu suchen, schnell das Liniensystem hinauf und herab steigen, die zwischenliegenden Töne verschluckt er."

Wenn das als Güte des Systems gelten soll, so macht das Ziffernsystem gleiche Ansprüche auf dieses Lob, denn der Ziffernsänger kann es auf die nämliche Weise machen: 1 (7) 6–5 (4–3–2) 1. Allein er bedarf nicht dieser **Brücken;** jedes Intervall muß er geradezu zu treffen im Stande sein, und dahin bringt er es bald. Diese Brücken gehören aber zu dem mechanischen Wesen, das wohl die Hauptursache der Verunstaltungen der Choralmelodien in unseren Kirchen ist. Als Beweis hierfür: der Ziffersänger singt 1–3–5 oder „Fahre fort" (wie es die Originalmelodie verlangt!); der Notensänger (Evang. Lieder Nr. 305, Glaubensstimme Nr. 401 oder Konferenz-Gesangbuch Nr. 132): cd–efg oder „Faah-ree fort" (sogar hörbare Brücken!).

5. Gegengrund: „Der Ziffernsänger kann nicht einmal einen allgemeinen Begriff von Tonarten erhalten."

Die Natur kennt nur zwei Tonarten, die harte und die weiche; sie weiß durchaus nichts von 30 Tonarten, nichts von C-Dur und von As-Dur, von F-Moll und von Des-Moll, sondern sie erkennt nur Dur und Moll im „Allgemeinen" an. So macht es auch der fröhliche Ziffernsänger aus unserem Volke: heute singt er sein Liedlein aus C und morgen dasselbe aus Cis, und bemerkt durchaus keinen Unterschied. Also nicht die **menschliche** Stimme, sondern die Beschaffenheit unserer Musikinstrumente macht unterschiedene Tonarten notwendig. Dieser Umstand beweist wieder, daß unserem Volkssänger das Ziffernsystem, dem Musizierenden das Notensystem gehört und zukommt.

6. Gegengrund: „Welche Inkonsequenz, die **Tonika in Dur 1,** in Moll 6 zu nennen!"

Hierauf könnte nun erwidert werden: welche noch größere Folgenwidrigkeit, den Grundton bald C, bald D, bald Fis usw. zu nennen. Da die Natur **nicht mehr** als zwei Tonarten (Dur und Moll) anerkennt, so müssen auch beide an ihrer Bezeichnung erkannt werden. Da nun die Molltonleiter eine Modifikation der Durtonleiter ist, so wird es ganz naturgemäß sein, die in der Durtonleiter sich befindende, derselben **nächstverwandte** und **ähnlichste** Molltonleiter in ihrer **ursprünglichen** Bezeichnung aufzustellen, und das ist denn diejenige, in welcher die Tonika 6 heißt.

7. Gegengrund: „Das innere Heiligtum der Tonkunst bleibt dem Ziffernsänger verborgen."

Es ist wahr, dieses Geschick teilt er mit dem Notensänger, als bloß solcher. Sollen denn unsere Sänger Tonkunstgelehrte werden? Bei dem Maler wird die Kenntnis der Farbenmischung, nicht aber die Theorie der Farbe vorausgesetzt; und **der Sänger erreicht seinen Zweck durch Ausbildung des Tones,** keineswegs aber durch die Kenntnis desselben.

5. Schluß.

Der Zweck der kirchlichen Sängerchöre insonderheit ist: 1. die Gemeine des Herrn durch ihre heilige Kunst zu erfreuen, zu heben und zu stärken; 2. den Gottesdienst mit edler Einfalt und auf christliche Weise, ohne Pomp und Gepräge, zu verschönern; 3. einem sanften, eindringenden Gemeindegesange den Weg zu ebnen; 4. das Gefühl fürs Schöne und fürs Göttliche durch Psalmen und Lobgesänge zu wecken; kurz, die Gemeine dahin zu führen, daß ihr die Kirche **Gottes Haus,** und jedem Einzelnen die Wohnung, das Heim **eine Kirche** werde!

Zur Erreichung dieses schönen Zieles alles aufzubieten, rastlos seine Kräfte diesem hohen Zwecke zu weihen, unverzagt den Schwierigkeiten und den, aus Vorurteilen erwachenden Hemmungen festen Mut und Ruhe entgegenzusetzen, — das ist die Aufgabe des Dirigenten und Vorsängers.

Die Hoffnung, durch Gesangbildung für das Leben und die Kirche zu wirken, setzen wir auf den kirchlichen Sängerchor. Dieser aber ersteht nur aus unserem Volke, und **nur der Zifferngesang** kann Volksgesang sein!

Diese Hoffnung im Herzen, und die Möglichkeit vor Augen, dieses schöne Ziel zu erreichen, und das Mittel in der Hand, Beide zur Gewißheit zu erheben, — — dann das entgegengesetzte Streben, uns dieses Mittels zu berauben, weil man dasselbe **verkennt,** machen es notwendig, so viel in unsern Kräften steht, dasselbe zu verteidigen und ihm immer mehr Freunde zu gewinnen zu suchen.

— **New York. Erneute Arbeiterunruhen** bekunden sich in der weiteren Ausbreitung von Streiks, der Ankündigung von weiteren Arbeitseinstellungen, sowie in der Vermehrung der Klagen von Arbeitern und ernsten innere Schwierigkeiten in verschiedenen Industrien.

Die Bedeutung eines mennonitischen Krankenhauses für unser Volk.

(Referat, gehalten von A. Sudermann, Morris, Man., auf der 3. Jahresversammlung des Menn. Krankenhausvereins Concordia zu Winnipeg.

So lautet das Thema für unser heutiges Referat. Damit aber alle genau verstehen was eigentlich gemeint ist, wird es notwendig sein, daß wir erst kurz erklären, wie wir die Ueberschrift dieses Referats zu verstehen haben. Will daher die absolut deutsche Wörter, welche wir in unserer Ueberschrift finden, d. h. noch etwas näher umschreiben und zwar in der verkehrten Reihenfolge. Fange deshalb von hinten an.

Da haben wir dann zu allererst das Wörtchen Volk. Es freut mich daß es in unserem Thema heißt unser **Volk** und nicht unsere Gemeinden. Sobald es heißt unser Volk, dann sind wir alle zu Hause, dann fühlen wir uns sicher und einig und zum Volke gehören wir alle. Ich kann's nicht gut helfen, aber es geht mir so wie es unseren Brüdern heute in Deutschland geht. Ein gewisses Nationalgefühl erwärmt mich und das Blut fließt rascher durch meine Adern, sobald ich an das Wohl und Wehe unseres ganzen Mennonitenvolkes denke. Und sind wir denn nicht auch ein Volk? Ich höre, wie etliche der Zuhörer „Nein"! sagen „wir sind nur eine Gemeinschaft von Gemeinden." Und dennoch bestreite ich dieses. Wir sind zum Volke geworden. Unsere Geschichte hat uns zum Volke gemacht. Und wir fühlen auch als Volk. Als Gemeinden fühlen wir meistens nur an den Sonntagen und dieses ist, vielleicht, noch oft zu viel. Ach verständen wir es doch immer und überall, uns als ein einig Volk von Brüdern zu bewähren. In Wirklichkeit tun wir es ja auch. Wer fragt in Zeit der Trübsal nach Gemeindezugehörigkeit? Damit ist aber lange nicht gesagt, daß wir keine Gemeinden haben wollen. Nein, Gemeinden müssen sein und ich wünsche nur, daß all unsere Gemeinden ihre Aufgaben im Dienste unseres Volkes treu erfüllen möchten. Aber im Bau und Unterhalt des Krankenhauses stellen wir uns auf gemeinsamen Boden und sagen uns — es ist Volkseigentum und wir gehören auch zu diesem Volke.

Ferner heißt es in unserem Thema, für **unser** Volk Und dieses ist gerade, was wir brauchen. Wir brauchen nicht ein Krankenhaus, welches für das chinesische Volk oder das arabische Volk berechnet ist, und wäre es auch noch so schön, sondern wir brauchen ein Krankenhaus für unser Volk. Es hat ja auch in unserem Volke je und je große Kosmopoliten gegeben, welche da vorgaben, die ganze Welt auf ihren Herzen zu tragen, in Wirklichkeit aber nicht ein-

mal ihr eigenes Volk vorstehen konnten. Es ist klar auf der Hand, daß diejenigen, welche ihr eigenes Volk nicht lieben und nicht verstehen können, wohl auch sehr schlechte Kosmopoliten sein werden. Darum schieben wir heute einmal alle Sommerfelder, Bergtaler, Brüdergemeinde, Kleingemeinde und so weiter, unsere Schultern etwas näher zusammen und sagen der Welt, daß wir ein Volk von Brüdern sind und lernen einmal gemeinschaftlich das Wörtchen „Unser" zu stammeln und wir haben viel erreicht. Darum Du, unser Mennonitenvölklein, wie weit Du auch zerstreut sein magst, wie trostlos und wie hoffnungslos heute auch Deine Lage sein mag und wie sehr Du auch an allen Orten bluten magst, aber stehe fest, rücke näher zusammen, Einigkeit macht stark, und sage **unser** Volk.

Wenn ich schön gesund bin und von allem genügend habe, wenn die Sonne warm scheint und der klare blaue Himmel mir lacht, dann bin ich nicht all zu genau in der Frage, wo gerade ich mich befinde; ob in Gottes freier Natur, ob im Zelte oder irgend wo im fremden Hause, es ist überall schön. Wenn dann aber plötzlich die Nacht hereinbricht und es finster um mich wird, ich sehr unsicher werde und jeglichen Halt verliere und ich dann merke, wie auch der Boden unter meinen Füßen langsam schwindet — dann möchte ich doch viel lieber in einem Hause sein und zwar noch in so einem Hause, welches dann am meisten meinen Bedürfnissen entspricht. Ja, in einem Krankenhause möchte ich dann sein. Es ist dieses Haus für viele dann auch vielleicht die Endstation des Lebens. Von hier aus treten sie ihre letzte kurze Reise an und es ist für die Betreffenden lange nicht einerlei, wo diese Endstation sich befindet, wie sie aussieht, und wer sich auf dieser Station befindet. Liebten wir erst das Getöse und Getümmel der Welt, so sehnen wir uns jetzt nach Ruhe. Wir haben das Bedürfnis uns zu sammeln und uns mehr mit uns selbst zu beschäftigen. Und ist das Krankenhaus auch nicht für jeden die Endstation, so ist und bleibt es doch immerhin für die meisten von uns ein Ort des Vertrauens und tiefsten Ernstes, zu welchem wir immer wieder und wieder zurückkehren müssen, bald mit dieser und bald mit jener Frage. Wenn nun das Krankenhaus so ein durchaus wichtiger Faktor in unserem Leben ist, warum schenken wir demselben dann nicht vielmehr Aufmerksamkeit? Ganz einfach! Weiß ein Mensch, daß er sterben muß? Ja, er weiß es sehr wohl! Weiß er auch, daß er sich zu diesem Schritte vorzubereiten hat? Gewiß, weiß er das! Und warum tut er es dann nicht? Noah brauchte 120 Jahre um die Menschen von dieser Tatsache zu überführen und kein Mensch glaubte ihm. Dreimal habe ich in meinem Leben längere Zeit in's Krankenhaus müssen und jedesmal kam es mir ganz unerwartet. Und jetzt? Obzwar ich augenblicklich den Krankheitskeim in mir stark, sehr stark fühle, so glaube ich, im Grunde genommen, doch, daß ich in Zukunft nie wieder das Krankenhaus werde besuchen dürfen. Ja, so sind wir Menschen und so sind die Tatsachen.

Ein mennonitisches Krankenhaus. Die Sache erfordert es, daß wir gleich von Anfang uns klar werden, was wir dabei meinen. Wollen wir etwa damit sagen das „mennonitische" etwa mehr meint als lutherisch, evangelisch, baptistisch usw.? Nein, durchaus nicht. Aber oben fanden wir, daß die Mennoniten ein Volk repräsentieren mit bestimmten Ansichten, Gewohnheiten, Eigenschaften usw. Es ist garnicht nötig, daß wir lange nach diesen Charakterzügen suchen. Wir brauchen nur die Augen zu öffnen und ein jeder sieht sie. Wir haben genau so wie auch alle anderen Menschen als Volk unsere Fehler und auch unsere Vorzüge und brauchen damit auch nicht lange hinter den Bergen zu halten. Und wenn wir „mennonitisches Krankenhaus" sagen, dann denken wir gerade an unsere Eigenarten und möchten sie auch mit uns in's Krankenhaus gebracht haben. Ich denke da z. B. an unsere Auffassung über Samariterdienst, Seelsorge usw. Ein Kranker verlangt Ruhe, Sicherheit, Heimat! Die unruhige Welt wird ihm zuwieder und er zieht sich von ihr zurück. Und was gibt es da schöneres als ein Stückchen Heimat. Heimatsdüfte und Heimatslüfte wie sind sie einem Kranken von so großem Werte. Kranke sind eben krank und damit muß man rechnen. Die Gesunden bedürfen des Arztes ja auch nicht! Und darum muß es ja auch gerade ein „mennonitisches Krankenhaus" sein. Der arme Martin Hamm, welcher seinen Namen auf James Hamilton vertauschte, weil ihm der Name etwas vornehmer vorkam und weil er wenigstens von Außen gerne Engländer sein wollte, wird, vielleicht, noch einmal wieder gerne Martin Hamm heißen wollen. Die fremden Schuhe werden ihm auf die Dauer doch nicht immer gefallen.

Und solches ist nun die Bedeutung so eines mennonitischen Krankenhauses für unser Volk. Selbstverständlich kann ich diese Frage bei weitem nicht erschöpfend beantworten. Aber ich will versuchen, drei verschiedene Gesichtspunkte hervorzuheben, welche uns mehr Klarheit in dieser Frage verschaffen sollen.

Zuerst bedeutet dieses Krankenhaus für uns sehr viel in praktischer Hinsicht. Ich möchte es als unsere erste Hilfe bezeichnen. Wer sonst von Krankheit mehr oder weniger verschont geblieben ist, der kümmert sich in der Regel sehr, sehr wenig um Aerzte und gute Hospitäler. Er braucht sie eben nicht, und was mich nicht brennt, das blase ich nicht. Wenn dann aber plötzlich und unerwartet das Elend hereinbricht — ja dann ist guter Rat teuer, sehr teuer. Dann brauchen wir ein Krankenhaus und brauchen es auch sehr nötig. Gut, wenn wir dann eines haben. „Ein Glück" möchte ich sagen, „daß wir Leute haben, welche da recht häufig krank sind, sonst würden wir am Ende überhaupt kein Krankenhaus haben. Ein jeder würde die Sache aufschieben und aufschieben bis zum gegebenen Falle und dann würde es eben auch zu spät sein. Und die erste Hilfe ist oft auch die größte Hilfe und es kommt keine Hilfe mehr, weil die erste Hilfe zu spät kam. Wenn ich es „erste Hilfe" nenne, dann meine ich nicht, daß es meistens nur eine Verbandstation ist, wo aber sonst nicht viel geleistet wird, nein, im Gegenteil. Es sollte in jedem Falle, immer unser erster Weg sein und nicht der letzte. Der Person, welche mir wirklich am nächsten steht, klage ich meine Not am ersten, darum nenne ich es auch „erste Hilfe".

Ferner bedeutet ein mennonitisches Krankenhaus für uns so viel weil es uns viel der unsrigen wieder zurückbringt. Es bringt uns unsere lau gewordenen wieder zurück in unsere Mitte. Wir haben leider viele Mitglieder unserer Gesellschaft, welche wenig oder keine Gelegenheit hatten, unter einem gesunden mennonitischen Einfluß zu kommen. Es war nicht immer ihre Schuld allein, aber das Schicksal hat sie so geführt. Und wie wurden sie plötzlich so sonderbar berührt, als sie eines Tages merkten, wie viel sie uns verloren hatten. Ich möchte gerne behaupten, daß ein mennonitisches Krankenhaus die beste Missionsstation ist, die wir uns nur denken können. Wo finden unsere Seelsorger mehr dankbare und vorbereitete Zuhörer denn im Krankenhause. Die meisten Patienten wären ja schon lange überzeugt worden, aber es fehlte immer wieder die nötige Veranlassung und deshalb auch der fortwährende Aufschub, bis sich endlich auf dem Krankenlager die entsprechende Gelegenheit bot. Mit Sehnsüchtigem Herzen erwarten die Patienten den Besuch und wohl dem Seelsorger, der sich auch hier als wirklicher Mennonit erweist und seine regelmäßigen Krankenbesuche nicht zu „busineß like" werden läßt. Welch ein großes Arbeitsfeld und welche gute Gelegenheiten. Ich denke mir diese Arbeit in den Krankenhäusern von größter Bedeutung. Wenigstens nicht weniger als die Arbeit in einer entfernten Missionsstation irgendwo weit ab, fast am Ende der Welt. Auch der Herr Jesus hat, wie uns die Schrift lehrt, diesen Weg der Mission eingeschlagen. Er heilte viele, viele Kranke und gewiß hatte er seine bestimmten Absichten dabei.

Zuletzt fragen wir nach der Bedeutung eines mennonitischen Krankenhauses für unser Volk im allgemeinen, d. h. für Gesunde als auch für Kranke. Ein Krankenhaus ist ein Liebeswerk. Es wird gegründet, um die Not und das Elend unserer armen Mitmenschen etwas zu lindern. Und alles was ihr getan habt einem meiner Geringsten, das habt ihr mir getan. Und es ist auch nur Liebe, welches so eine Anstalt zum wirklichen Krankenhause macht. Die Liebe macht einen Mann der Medizin erst einmal zum Arzte und Liebe macht eine Wärterin erst zur barmherzigen Schwester. Und wie steht es dann eigentlich um die Liebe? Ganz einfach, die Liebe hört nimmer auf. Da haben wir's. Wollen wir die Folgen und Resultate unserer Arbeit unter Kontrolle behalten, dann bauen wir beileibe kein Krankenhaus. Denken wir nur an das bißchen Liebe, welche hie und da im Dienste des Krankenhauses ausgestreut wird und welche Ernte?

Wenn ein jeder auch nur etwas warme Liebe dazu beiträgt, dann wird es schon bald wärmer und es gibt ein Feuer, welches da nimmer aufhört. Und dieses weiß auch der böse Feind. Sollte er daher ruhig mit den Händen in den Taschen dastehen und zusehen, wie das Gute sich unter unserem Volke entwickelt bis es unser ganzes Volk veredelt hat? das wäre ja garnicht seine Art und Weise. Nein er wird immer wieder versuchen niederzureißen, was andere sorgfältig aufgebaut haben. Seien wir deshalb doch alle recht vorsichtig und tun ihm keine Handlangerdienste. Die Liebe höret nimmer auf! Sie muß weiter gegeben werden. Und was geschieht? Das ganze Volk wird erwärmt und zum Guten angeregt. Die Schultern rücken näher zusammen und man fühlt sich enger verbunden. Man vergißt, daß Du ein Bergtaler und ich nur ein Sommerfelder bin. Und eines Tages kommt dann ein alter Fordtruck bei mir auf den Hof geklappert, ein Mann von etwa 35 Jahren, springt runter, kriegt mich bei der Hand zu halten, drückt mir die Hand und ruft so laut er kann, „Ich kenne ja Onkel Sudermann sehr gut, meine Frau bestellt Sie sehr, sehr zu grüßen und schickt Ihnen auch diesen Fisch. Sie kennt Sie aus Concordia. Sie hat sich einen Sonntag einmal sehr gebangt und auch geweint u. dann hätten Sie gesagt: „seien Sie nur still, Tante Dück, das wird noch einmal alles besser werden und Sie werden auch noch einmal zu Hause bei ihren Kindern sein dürfen." Ja das wird Sie Ihnen nicht sobald vergessen.

Und so wurden Morris und Carmen bedeutend näher gerückt und Onkel Dück ist mir ein lieber Freund geworden und unser gemeinsames Liebeswerk Concordia hat es getan.

Gottesdienstliche Versammlungen

Mennoniten.

M. B.-Gemeinde, 621 College Ave., Winnipeg. C. N. Hiebert, Prediger, 615 College Ave., Phone 51 545.

Sonntags 11 Uhr morgens und 7 Uhr abends Predigtgottesdienst.

M. B.-Gemeinde, Süd-Ende, 844 Roß Ave., Winnipeg. Peter Kornelsen, Prediger, 518 William Ave.

Sonntags 11 Uhr morgens und 7 Uhr abends Predigtgottesdienst.

Mennoniten Gemeinde, Ecke Alexander Ave. und Ellen St., Winnipeg. J. P. Klassen, Aeltester, 392 Alexander Ave.

Sonntag 11 Uhr morgens und 7 Uhr abends Predigtgottesdienst.

M. B.-Gemeinde, Nord-Kildonan, Man. Hermann Klassen, Prediger, R. R. No. 4, Winnipeg (Nord-Kildonan).

Sonntag 10.30 Uhr morgens und 7 Uhr abends Predigtgottesdienst.

Baptisten.

Deutsche Baptisten Gemeinde, Ecke McDermot Ave. und Tecumseh St., Winnipeg. H. P. Kayser, Prediger, 829 McDermot Ave., Phone 86 012.

Sonntag 11 Uhr morgens und 7 Uhr abends Predigtgottesdienst.

Die Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem Rundschau Publ. House Winnipeg, Manitoba

Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Für Süd-Amerika und Europa $1.75
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $2.25
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze **Bekanntmachungen** und **Anzeigen** müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der **neuen**, auch den der **alten** Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch den Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Einladung zum Erntedankfest.

Die Blumenorter Mennonitengemeinde gedenkt, so Gott will, am 17. September in der Kirche zu Reinland ihr Erntedank- und Missionsfest zu feiern, und ladet hiermit freundlichst ein, mit uns daselbst dem Herrn danken zu wollen.

Mit den besten Grüßen
Joh. P. Bückert.

Einladung.

Die M. B.-Gemeinde zu Coaldale, Alta., wünscht unter Anleitung des himmlischen Vaters am 17. September das Erntedankfest zu feiern. Jedermann ist willkommen. Doch besonders liegt es der Gemeinde an, daß Brüder am Wort einkehren möchten. Es könnte leicht der Fall sein, daß solche Brüder auf der Durchreise sind durch Süd-Alberta. Bitte, kehrt ein und dienet dem Herrn hier an seinem Volke.

Mit brüderlichem Gruße
Der Vorstand.

Bekanntmachung.

Die Herberter Bibelschule hat im vorigen Winter wieder ihre Arbeit unter der Jugend tun dürfen, wenngleich auch nur in zwei Klassen. Der Herr hat viel Gnade gegeben, so daß unter den drückenden Verhältnissen der Gegenwart bei einem sehr niedrigen Schulgeld dennoch das Schuljahr konnte beendigt werden, ohne Schulden gemacht zu haben.

Die Verhältnisse dieses Jahres werden wohl noch drückender werden als vorher; doch im Vertrauen auf Gottes Hilfe und Beistand, und mit kindlichem Gebet um seine Führung und Leitung, gehen wir in diesem Herbst wieder an die Arbeit: am 30. Oktober dieses Jahres wird der Unterricht in genannter Schule beginnen, und zwar in drei Klassen.

Der niedrige Preis des vorigen Jahres wird beibehalten, nämlich $9.00 monatlich für Kost, Quartier und Unterricht. Davon dürfen, wenn es nicht anders geht, auch $5.00 wert mit Lebensmitteln bezahlt werden; die Preise dafür werden beim Kassierer der Schule, Br. B. F. Redekopp, zu erfahren sein.

Dieses Angebot ist giltig für diejenigen, die im Kosthause Quartier nehmen; wer aber sein Quartier in der Stadt hat und nur am Unterricht teilnimmt, hat $4.00 in Geld zu zahlen.

Wir wissen und glauben, daß es sehr schwer sein wird, dieses Geld aufzubringen; doch angesichts der Tatsache, daß wir — wie wir glauben — in der letzten Zeit leben, wo Satan mit immer stärker werdenden Versuchungen an uns, besonders aber an die Jugend herantritt, so ist es doppelt notwendig, daß sie fest gewurzelt werden, um die Gefahren zu erkennen und ihnen auszuweichen.

Alle Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an Lehrer H. Regehr, Herbert, Sask., Box 74.

Alle Schulfreunde herzlich grüßend mit 2. Thess. 3, 1, zeichnet im Namen des Direktoriums

P. W. Neufeld, Schreiber.

Erinnerungen.

Zehn Jahre sind verflossen, seit wir in Canada landeten. Wir wurden, unweit Rosthern auf der Farm bei P. A. Friesen untergebracht, wo wir freundliche Aufnahme fanden.

Alte Erinnerungen werden wieder lebendig. Das Erlebte zieht an unserm Geiste vorüber. Besonders wichtig war uns auch der Tag, wo wir mit Kleidern beschenkt wurden. Durch die Vermittlung von G. K. Enns, der von besonderem Mitleiden für uns erfüllt war, hatte man aus den Staaten Kleider für die Immigranten geschickt. Ich kann nicht feststellen, wer sich mehr gefreut, der Gebende oder der Nehmende. Froh und dankbar waren wir alle.

Nach etlichen Monaten siedelten wir nach Rosthern über. Es war ein kalter, stürmischer Wintertag. Da kommt Freund Enns und sagt: „4 Meilen von hier wohnt auf einsamer Farm eine Frau, deren Mann irgendwo ausschafft. Die Frau selber ist krank und leidet not; ich will hin, um zu sehen, woran es fehlt. Meine Frau und ich haben des Nachts wenig geschlafen, immer mußten wir an die Frau denken." — Ich fuhr mit. Freund Enns hatte allerlei Eßbares für die arme Frau mitgenommen. Es stellte sich nun heraus, daß es der Frau besonders noch an einer Decke und and Handschuhen fehlte. — Nachmittags kommt Freund Enns wieder nach Rosthern (er wohnt 1 Meile östlich) und zeigt mir ein Paket, in dem Decke und Handschuhe waren. Dieselben waren während seiner Abwesenheit aus den Staaten angekommen. „Ist das nicht eine Schickung Gottes?" sagte er und fuhr die Sachen nach der Frau auf die Farm.

Ob mein Freund nicht buchstäblich das Wort der Schrift auslebte: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." Ob es nicht für uns alle heißt: „Gehe hin und tue desgleichen?"

Steinbach, den 4. September 1933.

Dank der Gnade und Barmherzigkeit unseres Herrn durften wir heute wieder Tauffest feiern. Das erste am 9. Juli wie seiner Zeit berichtet wurde, das zweite am 23. Juli, wo zwei Seelen, Geschwister Kinder, Peter Hiebert und Maria Fröse, getauft wurden, und heute wurden die Töchter unserer Geschwister hier am Orte, Käthe J. Reimer und Louise Hiebert, durch die Taufe in den Tod Christi begraben.

Der liebliche und gesegnete Sonntag wurde eingeleitet von Br. Peter Riesen, Burwalde, mit einer Aufforderung zur Dankbarkeit in allen Dingen nach dem Worte 1. Thess. 5, 13. Er betonte wie die Dankbarkeit näher zu Gott führt, die Undankbarkeit im Gegenteil von Gott abführt. Br. J. W. Reimer predigte über Jona 3; eine Predigt von nur 9 Worten, die Jona predigte und doch welche Folgen und wie große Erfolge für die Ewigkeit, Matth. 12, 41. Die Niniviten haben sich nach Jesu Worten recht bekehrt. Am Nachmittag am Wasser sprach Br. Reimer über Joh. 3, 22 und 4, 1—2. Der Wichtigkeit halber zitiere ich diese Verse: „Darnach kam Jesus und seine Jünger in das jüdische Land und hatte daselbst sein Wesen mit ihnen und taufte. Da nun der Herr inne ward, daß vor die Pharisäer gekommen war, wie Jesus mehr Jünger machte und taufte, denn Johannes, wiewohl Jesus selber nicht taufte, sondern seine Jünger." Der Herr Jesus hatte sein Wesen im jüdischen Lande; er predigte das Evangelium, heilte die Kranken und taufte. Es könnte nach diesem Worte so scheinen, als habe der Herr Jesus selber getauft, das war jedoch nicht der Fall, sondern die Jünger tauften in seinem Auftrage. Br. Reimer beleuchtete das mit einem Beispiel: jemand will sein Anwesen verkaufen und gibt einem anderen die Vollmacht dazu. Der Handel wird in solchem Fall als vom Besitzer vollzogen betrachtet. So die Taufe gläubiger Personen, als von Jesu selbst vollzogen. Wie bedeutungsvoll ist in diesem Lichte betrachtet die Taufe für den Täufer und für die Täuflinge: sie wird auch heute wie damals im Auftrage und in der Gegenwart des Herrn Jesu vollzogen. Köstliche Tatsache! Die Taufe schattet das Sterben, Begraben werden und Auferstehen des Täuflings mit Christo ab (Röm. 6, 4; Kol. 2, 12). Die Taufhandlung vollzog Br. Gerh. Unruh an den Schwestern auf ihr freimütiges Bekenntnis. Zur Aufnahme sprach Br. Ab. Regehr über Kol. 3, 12—17— Anziehen den neuen Menschen mit all den genannten, gottgewollten Eigenschaften und betonte noch besonders Vers 14—das Band der Liebe—und schloß mit der Ermahnung in Vers 16: „Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen in aller Weisheit; und alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles in dem Namen des Herrn Jesu und danket Gott und dem Vater durch ihn—", worauf dann Br. Reimer die Neugetauften mit Gebet und Handauflegen in die Gemeinde aufnahm.

Die Tauf- und Sonntagsfeier schloß dann in lieblicher Weise mit Unterhaltung des heiligen Abendmahles. Gruß an alle Zionspilger.

Is. Braun.

Holmfield, Man., den 21. August 1933.

Da schon längere Zeit nichts in den Spalten der Rundschau zu lesen war von diesem Orte, so will ich versuchen, etwas einzuschicken. Wir haben auch in diesem Jahre wieder erfahren, daß, wenn der Herr gibt, dann nehmen wir. So haben wir manch eine Segensstunde empfangen, indem wir Gottes Wort hören durften. Aber unser Vater im Himmel hat uns auch bei wenig Regen Brot wachsen lassen, so daß wir staunen, wie die Frucht hat wachsen können. Es wird noch bei etlichen geschnitten, andere sind aber schon weiter und haben auch schon alles gedroschen, andere zum Teil. Es ist nicht so viel Stroh wie 1932. Der Ertrag ist verschieden, je nach Beschaffung und Bearbeitung des Bodens, so daß der Fleiß des Farmers auch belohnt wird. Die Grashüpfer tun auch das ihrige, aber es ist so, wie uns auf dem Erntedankfeste in 1932 gesagt wurde, daß es der Herr nicht zugelassen, daß sie alles vernichteten, wenn sie auch auf Stellen fast alles verdarben, letzteres wohl nur in Gärten. Weil die Verhältnisse sind, wie sie sind, so ist es möglich, daß unser Geschwisterkreis leiden wird müssen, indem uns etliche verlassen, wenn sie nicht einen passenden Ort in der Nähe finden. Letzteres erinnert daran, daß unseres Bleibens hier nicht ist. Mögen wir uns auch als solche bewähren, ein jeder an dem Ort, wo ihn der Herr hingestellt, damit wenn es heißt, den Platz zu wechseln, es sei hier auf Erden, oder versetzt zu werden in die Ewigkeit, damit wir dann ein Segen gewesen möchten sein. Allen unseren Bekannten und Verwandten sei hiermit noch ein Gruß abgestattet. Von unseren Lieben aus Rußland haben wir seit längerer Zeit schon keine Nachricht.

Grüßend J. Löwen.

(„Bote" und „Zionsbote" möchten kopieren.)

Anselma, den 17. August 1933.

Werter Editor und Leser! Habe heute eine traurige Mitteilung an allen Bekannten und Verwandten zu geben. Will hier einen Brief von meinen lieben Eltern, Joh. Joh. Löwen, aus Friedensfeld, Rußland, Wort für Wort folgen lassen.

Friedensfeld, 28. Juli.

Innig geliebte Kinder! — Tiefbetrübt teilen wir Euch heute mit, daß unser lieber Hans nicht mehr unter den Lebenden weilt. Den 20. Juli gefiel es dem großen Herrn über Leben und Tod, ihn von seiner großen Qual, die ihm seine schwere Krankheit verursachte, zu erlösen und in Sein Reich zu versetzen. Er hat 12 Tage sehr gelitten! Anfangs meinte der Arzt es sei „Grippe", dann „Malaria," dann „Unterleibstyphus," doch alles war nicht das Eigentliche, — es war viel, viel

schlimmer! — O denkt Euch, liebe Kinder, er war von kranken Pferden, die er so lange pflegte und besorgte, angesteckt; — Eine furchtbare Krankheit, für die die Ärzte noch kein anderes Mittel erfunden haben, als Unterspritzung zur schnelleren Beförderung! Und so kam auch sein Ende zu schnell!

Am 8. Juli fühlte er plötzlich großen Frost und sehr starke Schmerzen in der rechten Schulter, mußte sich auch bald hinlegen, hatte dann immer sehr hohe Temperatur bis 40.3 R. Der Arzt verordnete „Wickel", die ihm aber wenig Erleichterung brachten. Da der Arzt Unterleibstyphus vermutete, verbot er ihm gleich das Essen und so hat unser arme Sohn unnötig die ganze Zeit seines Leidens so sehr gehungert. — Seine liebe Grete pflegte ihn voller Liebe und Aufopferung, wollte sie ihn doch noch so gerne behalten, aber Gott beschloß es anders. Von Tag zu Tag ward der arme Hans immer schwächer, blieb aber bei all seinen Schmerzen stets bei vollem Bewußtsein und hat sein Haus bei Zeiten wohl bestellt. An alles hat er gedacht und um seine liebe Grete und sein Töchterchen gesorgt. Nur die vorletzte Nacht hatte er Fieberdelerien und war immer in Angst, man siedele uns aus. Als ich morgens ins Krankenzimmer trat, sagte er: „Papa, hat man uns nicht ausgesiedelt? Ich hörte doch das Fahren und Toben in der Nacht!" — Dann wurde er wieder ruhiger, die große Not aus der Schulter war auch etwas weniger und er, wie auch wir, glaubten, daß in der Nacht womöglich die Krisis gewesen sei! — Ja, es war wohl so, aber ganz anders als wir dachten. — Auf der Schulter fanden sich Brandblasen und wir meinten, sie kämen von der Salbe, die der Arzt verordnet hatte. — Diese Brandwunden wurden aber immer größer und mit der Zeit schwarz. Gegen abend als der Arzt ihn wieder besuchte, hatte er fast auf dem ganzen Körper kleine Perzelchen, die fast zusehends größer und mehr wurden, und der Arzt verordnete ihn nach Nikopol ins Krankenhaus, denn er habe (o schrecklich) die „Rotz." Er selber glaubte es jetzt nicht und meinte, um 1½ Wochen bin ich wieder zu Hause. Vorher sprach er immer die Ahnung aus, daß er an dieser furchtbaren, unheilbaren Krankheit leide. Er war aber dabei ganz ergeben und auf Mutters Frage, ob er sagen könne: „Dein Wille geschehe," antwortete er ganz ruhig: „Ja, das kann ich." Hatte sich auch mit seiner lieben Grete zum Sterben vorbereitet und sagte: „Seid ganz ohne Sorgen um mich, denn ich sterbe selig." O, welch ein Trost für uns! Vom Selssowett aus wurde ein Fuhrwerk angeordnet und halb elf Uhr nachts, weil es am Tage sehr heiß war, ging es fort nach Nikopol — die letzte Todesfahrt! Kolja, sein Bruder, und Greta fuhren ihn. Wir betteten ihn auf einer Drogg, es fiel ihm sehr schwer. Hat auch unterwegs sehr ausgehalten! Den andern Tag um 10 Uhr mittags kamen sie erst dort an und mußten dann noch so recht nach russischer Art, zwei volle Stunden in der brennenden Sonne mit dem armen Kranken warten, bis man ihn annahm. In dieser Nacht, wie Kolja erzählte, hatte die arge Krankheit große Verwüstung an seinem ganzen Körper angerichtet—ganz voll schweren Wunden, die Lippen und Augenlider schwarz. Und als die Aerzte ihn sahen, sagten sie ihm gleich ins Gesicht: „Die Rotz." Denkt Euch, wie grausam, hoffte er doch zu genesen. Er wurde gleich in die Einzelkammer gebracht und niemand mehr zugelassen. Grete hatte alles mitgenommen, um ihn zu pflegen und bei ihm zu sein, durfte ihn aber nicht mehr sehen.

Als Kolja und Grete um etwa 2 Stunden wieder hinkamen, sagte man ihnen, daß er schon tot sei. Hat man ihm eine Unterspritzung gegeben, oder ist er schon so gestorben, wer weiß es?

Genug, es ist wahr, unser Sohn ist ein Opfer des Sozialismus geworden und mußte vor der Zeit sein Leben einbüßen, denn wäre nicht die große Torheit begangen, daß man alle kranken Pferde in unserem Kolektiv zusammengebracht, unser Junge wäre nicht angesteckt worden und könnte noch bei uns und den lieben Seinen weilen. Früher wurden solche Pferde erschossen, jetzt ist es unsere einzige Arbeitskraft. Unser Hans hat öfters eingereicht, er wollte aus dem Stall, wurde aber nicht losgelassen, und nun ist er gefallen. Er ist der zweite, vor ihm fiel ein Russe im vorigen Sommer.

Die liebe, arme Schwiegertochter ist untröstlich. Wie hat sie in diesen Tagen schon geweint und geschrieen, aber alles bringt ihr ihren Mann und Versorger nicht wieder. (Sie ist Jakob Reimers Tochter, ihre Eltern sind alle im Norden, ihr Bruder Kornelius fuhr im vorigen Winter auf die Suche nach ihren Eltern und ist irgendwo festgenommen und umgekommen) Sie hatten sich so lieb, lebten so glücklich zusammen und nun so plötzlich alles dahin. O, es ist zuviel, nicht wahr, liebe Kinder?

An ein Begräbnis, wie man's sonst pflegte, ist nicht zu denken, nicht mal sehen konnten sie den lieben Toten. Wir gedenken aber nun mit Euch zugleich eine „Trauerfeier," zu feiern und schieben es daher bis zum 20. August auf. Dann wollen wir hier und ihr dort ganz einsam und im Stillen, im Geiste vereint, feiern.

Damit will ich schließen; Mutter wird noch einiges hinzufügen. Dein Geldbrief, l. Heinrich, läßt noch immer auf sich warten. Kolja konnte aber doch etwas für etliche deutsche Reichsmark, die wir von Unbekannten erhielten, Lebensmittel kaufen, so daß wir an der Hand etwas mehr als nur die grünen Suppen essen. Brot ißt wohl niemand im Dorfe, außer die in der Partei sind, die haben auch Butter dazu! Die Arbeit ist sehr schwer, alle Frauen müssen in der Ernte durch dick und dünn, mit leerem Magen. Mehl gibt es immer noch nur nach Gramme, bekommen auf unsere drei Familien auf 10 Tage drei „schrieben aber drei Kilo".

Nun lebt wohl; werden wir uns noch mal wiedersehen? Nicht mehr Dein Bruder, aber droben beim Herrn gewiß! Es küßt Euch mit Eurem Kerlchen im Geiste Euer tiefbetrübter

Papa!

Meine teuren lieben Kinder! Mit blutendem Herzen und tränenden Augen will ich noch ein paar Zeilen zu Papas Brief hinzufügen. Schon durch so manches Schwere hatte mein himmlischer Vater mich hindurchgeführt, aber wie ihr seht, waren der Leiden noch nicht genug. Wenn das Wort „er gibt den Müden Kraft und Stärke, genug den Unvermögenden", sich nicht an mir bewahrheitet hätte in dieser so schrecklichen Woche, dann wäre ich wohl zusammengebrochen. Ja, die Brust will mir zuweilen zusammenschnüren, wenn ich daran denke, warum er solches Ende haben mußte und dann noch zum Sterben fort mußte, wo seine liebe Grete nicht durfte bei ihm bleiben. Das Fahren war ihm sehr schwer gewesen, mußten oft stille halten. Er hat auf dem Weg noch so manches mit ihr besprochen und auch dort, wo sie 2 Stunden warten mußten. Nachher ging Grete und Kolja und wollten wenigstens zum Fenster hinein schauen, aber die Fenster in seinem Zimmer waren sehr hoch und bemahlt. Sie klopften und riefen ihm zu, aber vergebens, keine Antwort. Endlich kam eine Schwester und erklärte: „Er ist tot." O Kinder, versetzt Euch in Gretes Stelle. Wie und wo er begraben ist, weiß niemand. Betet für Grete, denn es tut not. Sie ist nun Witwe und die kleine Kätie ist Waise. Ich muß trotz meiner Schwäche die Starke sein, denn es will bisweilen mit ihr ausgleisen. Es ist zu viel für Grete: die Eltern in der Verbannung, der Bruder verschwunden und nun der, an dessen Brust sie sich so oft ausgeweint, von ihr gerissen! Betet, betet! Eure tiefbetrübte Mutter. — — —

Einsender:—Werte Leser! Viele, die diese Briefe lesen, werden höchstens mit der Achsel zucken, wie wir's alle so sehr geneigt dazu sind; jedoch haben meine Eltern und auch der hingeschiedene Bruder viele Bekannte und Verwandte hier in Amerika, die mit der armen Witwe und unserer Mutter wohl gut mitfühlen, besonders wer ähnliche Erfahrungen erlebt hat. Meine Eltern und alle Angehörigen haben besonders Schweres durchmachen müssen und die arme Mutter wäre schon längst dahin, wenn sie nicht einen großen Halt hätte und sie beschaut die schweren Erfahrungen von der rechten Seite und sieht sich als Bevorzugte von vielen andern in dem Wort: „Wen ich lieb habe, den züchtige ich!" Sie haben dort alle sehr gehungert, denn das von uns ersparte Geld haben sie zwei Monate zu spät erhalten und ein guter Teil davon ist überhaupt verloren gegangen. Ich verdiene nur ein kleines Gehalt von 30 Dollar den Monat, wovon ich Frau und Kind und drei Familien daheim unterhalten muß. Aber wir geben gerne alles hin, was wir losreißen können. Sollte irgend jemand von des verstorbenen Freunde oder Verwandte ein kleines Mitgefühl mit der jungen Witwe haben und etwas, wenn auch nur einen Dollar, spenden will, so würde ihnen damit einen großen Dienst erweisen, denn im Frühjahr hat man ihnen dort aller Kleider beraubt, außer was sie auf dem Leibe hatten und wenn ich sie alle ernähren und auch zum Winter mit Kleidung versorgen soll, da kann ich nicht durchblicken. Ihre Adresse in Rußland lautet: U.S.S.R., P. O. Nikopol, Selo Miropol, Joh. Joh. Löwen. Dieselbe Adresse an die Witwe Joh. Löwen. Jedes bißchen hilft!

Meine Adresse ist: Anselma, Pa.

Henry Löwen.

Der Massentod schreitet durch Rußland.

(Schluß)

Noch mehr wie im vergangenen Jahr ist man heute darauf angewiesen, den Erzeugern in den Produktionsgebieten die Ernte zu entreißen. Hier besteht, wenn man will, für Moskau gewissenmaßen eine Zwangslage: Die Notwendigkeit, erst einmal die wichtigsten Industrie- und Regierungszentren mit einem Minimum an Verpflegungsmitteln zu versorgen; im Interesse der Aufrechterhaltung des Regimes und des ganzen kommunistischen Industriesystems ist man gezwungen, die Agrarbevölkerung bewußt in den Hunger zu stürzen. Hier die Erklärung dafür, warum es für Moskaus Abgesandte im Kampfe um die Aufbringung des Korns nicht die geringsten Konzessionen, „Weichherzigkeiten," wie es so treffend in der Rede Postyschews heißt, mehr geben kann, desgleichen, warum man in Moskau unter Beseitigung der autonomen Gerichtsbarkeit der Föderativstaaten soeben „zum Schutze der Ernte und der Getreidetransporte" einen allrussischen Staatsanwalt ernannt hat. Zweifellos: In den nächsten Wochen und Monaten während der Erntekampagne und nachher

werden sich in Rußland Dinge von größter Tragödie abspielen

und ich halte es daher für meine Pflicht, hier all das darzulegen, was sich darüber heute bereits erkennen läßt — und zwar tue ich das ausschließlich auf Grund dokumentarischer Unterlagen aus den Sowjetquellen.

Am 21. Juni d. J. ist in der Moskauer „Prawda" eine gesetzliche Bestimmung veröffentlicht, eine Verfügung des Zentralkomitees der Sowjetrepubliken vom 10. Juni d. J., die dem ganzen, nunmehr beginnenden Kampf zwischen Moskau und den Erzeugern gewissermaßen seinen Ausgangspunkt gibt, eine Bestimmung, die an

Schärfe und Konsequenz

wohl alles übertrifft, was bisher gegen die unglücklichen russischen Bauern durchgeführt wurde.

Durch diese Bestimmung werden alle Vorschriften der früheren Jahre beseitigt. Von jetzt ab haften die örtlichen Sowjetfunktionäre und Exponenten der kommunistischen Partei: die Sekretäre der Gebietskomitees, die Vorsitzenden der Exekutivkommissionen usw. — in der Vorschrift sind sie alle aufgezählt — persönlich dafür, daß auch nicht in einem einzigen Falle durch ein örtliches Entgegenkommen die Befehle und Formen des Zentralkomitees herabgemindert werden.

Worauf diese gesetzliche Bestimmung (sie stützt sich auf das Gesetz vom 19. Januar 1933) hinausläuft, geht aus der großen Rede des Diktators der Ukraine Postyschew hervor, und was für die Ukraine gilt, hat heute natürlich auch für alle anderen Agrargebiete der Union seine Gültigkeit.

Die Ausführungen Postyschews lassen sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: Er beginnt mit dem offenen Eingeständnis des völligen Krachs der letzten Getreidekampagne, die er als eine

„Schande des vergangenen Jahres"

bezeichnet. Heute gelte es keinen Tag und keine Minute zu verlieren, mit aller Energie und Konsequenz die Aufbringung des Getreides durchzuführen, da davon die ganze Stellung des Sowjetregimes und die Aufrechterhaltung seines Einflusses im Auslande abhänge. „Die Lösung dieser Aufgabe ist aber nur möglich" — so erklärt er wörtlich — „wenn man sich über die im vergangenen Jahr gemachten

(Fortsetzung auf Seite 11)

Todesnachricht

Todesnachricht meines ältesten Bruders Johann P. Plett.

Bis zum Jahre 1928 wohnte er mit seiner zahlreichen Familie im Dorfe Schöntal, Sibirien, Slawgoroder Kreis. Von wo auch wohl viele ihn kennen werden. Den 20. Februar, des oben erwehnten Jahres, verließ er Schöntal und zog nach den Amur. Nach mühevoller Ansiedlung, verließ er auch den Ort sehr bald und kam glücklich und wohlbehalten, als Flüchtling, nach Charbin, China. Dort hat er wohl schwer sein und seiner Familie Leben fristen müssen. Seine Frau, welche schon in Rußland eine Operation durchgemacht hatte, mußte sie hier zum zweitenmal durchmachen und fühlte sich auch bedeutend besser nach derselben.

Endlich kam auch für sie die Erlösungsstunde und sie durften nach Paraguay gehen. Hier war der Anfang schwer. Nur zu bald kam für ihn der schwere Schlag, indem er seine Frau, wohl unter schweren Schmerzen und Leiden, verlor. Jeder, der ihn kennt, kann sich die Lage des lieben Bruders denken. Doch schenkte der Herr ihm eine zweite Frau und Mutter für die Kinder in einer Witwe, Sara Wedel, welche uns selbst unbekannt war. Aus seinen Briefen verstanden wir aber, daß sie sehr glücklich miteinander waren. Doch es ist unbegreiflich, wie Gott regiert. In den vergangenen Woche lief uns die Nachricht ein, daß am Schlusse des halben Jahres seiner zweiten Ehe, er ins Grab gesenkt wurde! — — —

Der Gott, der überschwenklich trösten kann, sei auch der Trost der l. Schwägerin. Und Er, der Höchste, gebe ihr Weisheit und Autorität als Mutter im Hause. Wie wir aus der Nachricht verstehen, war die Ursache des Todes wohl ein dreimal wiederholtes Fieber, welches mit Herzschlag endete.

Der liebe Bruder hatte in letzter Zeit besonders seine Freude über die Verheißungen der Kinder Gottes ausgedrückt, wir alle hoffen ihn droben wiederzusehen.

Er ist alt geworden 52 Jahre weniger etlichen Tagen. Seine Mutter, welche ihn überlebt, ist 73 Jahre alt und ist bei uns. Sie ist gesund und wohlbehalten. Das ist Gnade von Gott. Ihm die Ehre.

Mit herzlichem Gruße an alle, die uns lieben. Heinrich u. Sara Plett. Strathmore, Alta.

Todesanzeige.

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten teilen wir mit, daß es dem Herrn über Leben und Tod gefallen hat, unseren lieben Sohn und Bruder, Peter Hildebrandt, durch den Tod zu sich zu nehmen. Sein, in den letzten Monaten sehr schweres Leiden, war Darmtuberkulose.

Peter Hildebrandt, Sohn des Gerhard Hildebrandt, wurde in Rückenau, Süd-Rußland, geboren. Als Jüngling kam er in der Zeit der Einwanderung nach Canada. Vor etwa 5 Jahren fand er durch den Glauben an den Herrn Jesus, Frieden mit Gott, empfing die heilige Taufe und schloß sich der Menn. Br.-Gemeinde zu Kitschener an.

Er starb am 16. August im Alter von 25 Jahren, 8 Mon. und 10 Tagen. Das Begräbnis fand Sonnabend, am 19. August, statt. Viel hat er in den letzten Monaten körperlich und besonders auch seelisch gelitten. Bei ihm ging's durch Nacht zum Licht. Er schaut nun, was er geglaubt hat in der Gemeinschaft mit seinem Herrn. Des trösten wir uns.

Die trauernde Mutter
Maria Hildebrandt und die Geschwister Heinr. Reimer.

Am 17. August, halb zwei Uhr morgens, entschlief nach langem Leiden unsere geliebte Tochter und Schwester Helena Enns, im Alter von 26 Jahren, 4 Monat. und 2 Tagen. Endlich wurde ihr Sehnen gestillt. Sie durfte nach Hause. Nun schaut sie ihren Heiland, der ihr alles war im Leben und auch im Sterben.

Sie wurde im Jahre 1907 in Süd-Rußland, im Dorfe Fürstenwerder geboren. Hier verlebte sie ihre Jugend. In ihrem 16. Lebensjahre bekehrte sie sich zum Herrn. An seiner Hand ging sie durch Freuden und Leiden. Im Jahre 1925 wanderten wir aus nach Amerika. Anno 1926 wurde sie getauft und aufgenommen in der Coaldaler Br.-Gemeinde, deren treues Glied sie blieb bis an ihr Ende.

Unsere Tochter erfreute sich immer einer starken Gesundheit. Doch anno 1929 fand sich körperliche Schwäche. Der Arzt bedauerte Kehlkopf und Lungen. Da sie aber viel Leben und Frohsinn besaß, hielt sie sich stark bis 1933. Seit dem Februar blieb sie beständig im Bett. Nun fing sie an Homöopathie einzunehmen, von Onkel J. Enns, Whitewater. Dieselbe brachte ihr viel Erleichterung. Auch hielt sie die Krankheit auf, aber besser wurde es nicht. Im April ließen wir den Arzt kommen. Auf ihr eindringliches Fragen, mußte er ihr sagen, daß sie Kehlkopf- auch Lungenschwindsucht habe. Er gab jede Hoffnung auf. Doch riet er uns, um es ihr zu erleichtern, sie draußen ins Zelt zu bringen. Diesen Rat befolgten wir auch. Wunderbar wohltuend wirkte die Luft auf sie. Besserung jedoch brachte auch dieses nicht. Der Husten schwächte sie sehr.

Anfangs ihrer Krankheit hielt sie guten Appetit. Doch nach und nach schwand auch dieser. Das einzige, was ihr noch gut schmeckte, war Obst. Wir danken daher allen Freunden herzlich für die Gaben, die sie unserer Kranken brachten. Stets hat sie Gott gedankt für die Liebe und Teilnahme, die ihr bewiesen wurde. In den letzten Wochen konnte sie nichts mehr essen. Die Zunge war geschwollen u. der Kehlkopf schmerzte sehr. Oft hatte sie großen Hunger. In den letzten zwei Wochen war sie im Hause. Es mußte Tag und Nacht jemand bei ihr sein. Sehr oft sprach sie irr. Auch hatte sie sich durchgelegen. Dieses schmerzte sehr. Wie war es so jämmerlich anzusehen, und oft fragten wir uns, Herr wie lange? Doch Mittwoch, den 16., sahen wir, daß das Ende nahe sei. Um 6 Uhr gegen Abend, war die Stimme weg. Die Augen waren gebrochen und der Geist bewegte sich schon in höheren Regionen. Der Atem ging laut und schwer. Mehrere Stunden lag sie so da. Plötzlich stockte der Atem. Es war als sei der Sturm abgestillt. Doch nach einigen Stunden erholte sie sich. Dieses wiederholte sich viermal. Dann wurde der Atem ruhiger und immer stiller. Wir merkten, daß die Anker ihres Lebensschiffleins gelegt wurden und ihre Seele ins selige Jenseits schritt.

Im Winter 1931 auf -32 besuchte sie die Bibelschule. Viel Segen hat sie da genossen. Das Lernen und Forschen machte ihr große Freude. Den nächsten Winter fing sie wieder an, doch schon nach 2 Wochen mußte sie krankheithalber zu Hause bleiben. Still nahm sie alles aus des Herrn Hand. Sie wollte nur wie er. Wie war sie so ruhig und geduldig. Immer wieder nahm sie aus seiner Fülle Gnade um Gnade. Was sie besonders erfreute, war der Gesang. Hatte sie doch in ihren gesunden Jahren so viel gesungen und nun durfte sie nicht mehr. Das Lied: „Laßt mich geh'n", war ihr besonderes Lieblingslied. Immer wieder mußten wir Lieder von der heiligen Heimat singen. Und wir danken allen innig, die ihr so oft vorgesungen haben. Ihr Krankenstübchen war eine Segensstätte. Wie oft sind wir da gestärkt worden. Sie streute Blumen, die nimmer verblühn.

Am 19. August gaben wir unserer lieben Tochter und Schwester das letzte Geleite. Im Hause hielt Br. Jakob Reimer, Carseland, Alta. eine kurze Ansprache. Dann sangen wir noch einige Verse von dem Liede, „Laßt mich gehn." Im Versammlungshause sprachen Br. Abr. Schierling, Br. Joh. Töws und Br. Benj. Janz. Am Anfang sang der Chor das Lied: „Kennst du das Land?" Dann folgte das Lied von der Versammlung: „Nicht mehr mein ich bin erlöset." Br. Schierling sprach über Off. 7, 9—17. Wieder ein Lied vom Chor „Einst soll ich seh'n das himmlische Land." Br. Töws sagte das Lied vor: „Wie glücklich ist Herr Jesus Christ." Er sprach über Röm. 5, 1—12. Nun folgte ein Quartett: „Gefunden ist, ja hoffe nur." Br. Janz sagte das Lied vor: „Je größer Kreuz, je näher Himmel." Er sprach über Ev. Joh. 5, 25—29. Dann betete er noch. Nach dem Gebet sang man das Lied: „Christus der ist mein Leben" und der Chor brachte das Lied: „Endlich Heim." Beim aus der Kirche gehen wurde das Lied gesungen: „Laßt mich geh'n", und beim Tragen zum Grabe, „Dort oben ist Ruh." Beim Grabe sang der Chor: „Treffen wir uns einmal wieder." Beim Zuschaufeln sang man: „Geht nun hin und grabt mein Grab." Dann sprach Br. Janz noch ein kurzes Wort über 1. Kor. 15, 42 usw. und sprach auch das Schlußgebet.

Nochmals danken wir herzlich für die Liebe und Teilnahme, die man der Kranken und auch uns erwiesen. Der Herr vergelte es euch.

Die trauernden Eltern u. Kinder,
Joh. u. Katharina Enns.
Coaldale, Alta., Box 146.

Anna Rempel, unsere Großtochter wurde geboren zu Ignatjewka No. 4 Süd-Rußland, im Jahre 1912. Als Anna 4 Jahre alt war, verlor sie ihre Mutter, eine geborene Maria Janzen, durch den Tod. Ihr Vater Jac. Rempel war während der Kriegszeit eingezogen zum Regierungsdienst und auf der Heimreise starb ihre Mutter an Herzschlag, bei einer russischen Bahnstation im Jahre 1916. Der Vater kam mit seine 6 kleinen Kindern bis Millerowo, wo er im Jahre 1918 am Tiephus starb. Die 6 kleinen Kinder wurden verteilt auf verschiedene Stellen. Im Jahre 1923 kam Anna mit Geschwister Peter Frösen nach Kanada und fand bei uns ihr Heim, wo sie geliebt und gepflegt wurde. Sie wurde zum Herrn bekehrt im Herbst 1924 und im Jahre 1931 wurde sie von Bruder S. Hodel getauft und in der M. B.-Gemeinde aufgenommen, wo sie ein treues Glied geblieben ist bis zum Ende. In ihren gesunden Tagen liebte sie sehr die Versammlungen, welche sie auch sehr pünktlich besuchte, sie stand auch in den reihen der Sänger. Aber der himmlische Vater hatte es anders beschlossen. Im Februar erkrankte sie an der Flu und weil sie nicht ganz davon gesund wurde, fuhren wir zum Arzt, welcher sagte, sie solle ins Hospital gebracht werden, weil ihre Krankheit Schwindsucht war, woselbst sie 10 Wochen im Bett zubringen mußte, bis der Herr sie heimholte. In ihrem letzten Brief wünschte sie noch nach Hause geholt zu werden. Und per Telephon erhielten wir Nachricht, daß es schlechter wurde und sie wolle uns und ihren Bruder noch sehen. Wir fuhren auch gleich hin, aber sie lag schon im Sterben und um 7 Uhr 20 Minuten abends war sie eine Leiche.

Der Abschied von zu Hause war recht schwer, doch war sie in ihrem Leiden ergeben, so wie der Herr es führte. Sie war überhaupt 6 Monate krank. Sie starb am 19. August. Sie ist alt geworden 20 Jahre, 6 Monate; hinterläßt einen Bruder in Alberta und 2 Brüder und 2 Schwestern in Rußland. Auch noch viele Onkels und Tanten und viele Freunde.

Wir danken noch nachträglich herzlich für alle Teilnahme und Fürbitte, die wir und Anna genießen durften, während ihrer Krankheit. Wenn uns unser Herz auch weh tut, daß sie uns auch hat verlassen müssen, so freuen wir uns doch zu wissen, daß sie heimgegangen ist, und wir hoffen auf ein Wiedersehen, wo es kein Scheiden mehr geben wird.

Die trauernden Großeltern,
Jakob u. Kath. Rempel.
Kelster, Sask.

Seines Unglücks Schmied

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von
M. Rüdiger.
(Fortsetzung.)

Muttr Wagner legte immer wieder die Hand auf das ergraute Haar ihres Einzigen, ach, sie erzählten die Geschichten von zehn harten Jahren, aber seine leuchtenden Augen zeugten von Mut und Kraft, das kommende Glück aufzunehmen und zu genießen.

Nach langer Zeit sagte Dora: „Friedrich, wir müssen zu Pastors gehen."

„Ich habe unseren alten Herrn schon auf dem Wege hierher getroffen," entgegnete er, „morgen erwartet er uns."

Da wurde die Haustür geöffnet und gleich darauf stand der Pastor mit Regina auf der Schwelle.

„Ich konnt's nicht aushalten, Kinder, nur einen Augenblick muß ich euch sehen. Der Herr hat Großes an euch getan, des sind wir alle mit euch fröhlich."

Er hielt ihrer beider Hände fest, mehr konnte er nicht sagen, aber sein gutes altes Gesicht strahlte in seliger Mitfreude.

„Bitte, Herr Pastor," nötigte Frau Behrmann, „nehmen Sie Platz, und Fräulein Regina auch. O, wenn das mein Seliger erlebt hätte! Ich bringe gleich die Schmalzkuchen."

„Einen Augenblick," erwiderte der alte Herr lächelnd.

„Und nun, Friedrich, was wird jetzt mit dir?" fragte er, nachdem sie eine Weile miteinander geredet hatten.

Vater Wagner horchte gespannt auf, die Frage war ihm aus der Seele getan, er hoffte im stillen, sein Sohn würde das Handwerk wieder aufnehmen."

„Ja, so, das habe ich vergessen," entgegnete er. „Mein gnädiger Kaiser hat alles bedacht, er hat mir eine Anstellung im Eisenbahndienst zugesagt und gleich nach Neujahr trete ich ein, um zu lernen, was nötig ist. Im Herbst hoffe ich dann auf eine feste Anstellung."

„Und dann kann die Hochzeit sein," fügte der alte Herr fröhlich hinzu. „Kinder, Kinder, wieviel Gnade unseres Gottes, wieviel Gnade unseres Kaisers, den der Allmächtige segnen wolle für und für."

Alle schwiegen tief bewegt, dann erhob der Pastor sich:

„Komm, Regina, wir haben das Glück gesehen, nun feiert weiter, ihr lieben Leute, Gottes Güte währet ewiglich."

Er verabschiedete sich und ging, gefolgt von der Tochter, hinaus. Friedrich und Dora begleiteten die Gäste.

Draußen lag der weiße Mondschein klar und feierlich auf der Erde, herb und frisch wehte der Nachtwind, die Sterne funkelten und glitzerten, und langsam verhallten die Schritte der Freunde.

Friedrich lehnte an der Haustür und blickte schweigend in die Weite und Breite, zehn Jahre hatte er es entbehrt, ein freier Mann zu sein, und kaum konnte er es fassen, daß ein neues Leben vor ihm lag und er noch einmal von vorne anfangen durfte.

Ein leiser Händedruck erinnerte ihn an die Gegenwart. Er schlang den Arm um die Geliebte und sagte leise:

„Dora, ich muß erst wieder lernen, frei und glücklich zu sein — ich meine, so wie ich es früher gewesen bin."

„Das wird nicht schwer sein," entgegnete sie lächelnd.

Ein Freudenschimmer flog über das Antlitz des Mannes, als er erwiderte:

„An deiner Seite nicht, du Treuste, Liebste, Beste. Ich weiß es, daß du mir die Freiheit erwirkt hast und du wirst mich auch lehren, sie zu gebrauchen, wie es einem Manne zukommt, der die dunkelsten Zeiten durchlebt hat."

Sie standen noch eine Weile schweigend in seligem Glück beieinander, dann gingen sie zurück in das Stübchen, wo eben das letzte Licht am Christbaum knisternd verlosch.

* * *

Ein sonniger Herbsttag war's, das Obst hing reif an den Bäumen, über die Stoppelfelder zogen sich glänzende Marienfäden und durch die klare Luft klang das Jauchzen der Kinder, die sich in den Ferien wie Könige fühlten.

Von dem Dache der Pfarre wehte die Fahne und die Tür, die in die Kirche führte, war mit Girlanden geschmückt.

Frohe Erregung herrschte überall. Und dann begannen die Glocken zu läuten und aus dem kleinen Hause der Witwe Behrmann trat d. Brautpaar.

Keine ganz jungen Leute, die lachend den ersehnten Tag begrüßten, sondern tiefer Ernst lag auf beider Antlitz. Dennoch war es ein stattliches Paar und mit verzeihlichem Stolze blickte das alte Ehepaar Wagner sowohl wie Mutter Behrmann auf dieses.

Fast alle Dorfbewohner schlossen sich dem Zuge an und das kleine Gotteshaus war gefüllt bis auf den letzten Platz.

Die Orgel erbrauste: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!" und kräftig fielen alle ein.

Dann trat der alte, treue Seelsorger an d. Altar u. verlas mit vor tiefer Bewegung zitternder Stimme den Trautext: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte."

Als er seine schlichte Rede beendigt hatte, ging ein verhaltenes Schluchzen durch den heiligen Raum, o, sie hatten ja alle erst das tiefe Leid und dann die überwältigende Freude mit den „Kindern des Dorfes" geteilt und geleiteten sie nun in das neue Leben.

Als das junge Paar die Kirche verließ und der Hochzeitszug langsam das Dorf entlang ging, sprengte ein Reiter die Straße daher. Er hielt bei dem Brautpaar an und als Friedrich recht hinsah, erkannte er seinen Leutenant von damals.

Freudige Bewegung ergriff ihn, er trat an ihn heran und rief, alles vergessend:

„O, Herr Leutnant, um Verzeihung, Herr Major wollte ich sagen, solch eine Freude!"

„Ich danke Ihnen, lieber Wagner, daß Sie mir geschrieben haben und mich von allem benachrichtigt, ich erhielt Ihren Brief noch gerade rechtzeitig, um herzukommen, wir sind nicht sehr weit von hier im Quartier — es ist Manöverzeit — Sie werden sich erinnern."

„Wollen Herr Major nicht mit uns ein Stück Braten essen?"

„Sonst gern, aber ich habe keine Zeit, einen Trunk verschmähe ich nicht, holen Sie ihn mir heraus, es ist warm."

Sie waren in der Nähe des Hauses und Friedrich eilte hinein, um das Verlangte zu holen.

„Auf Ihr und Ihrer jungen Frau Wohl, lieber Wagner."

„Danke gehorsamst, Herr Major!" Glas

Der Angeredete gab das leere Glas zurück und reichte beiden die Hand.

„Leben Sie wohl — und — Wagner — die Sache von anno 21 ist längst vergessen — Sie schrieben ja davon!"

In Friedrichs Augen schimmerte es feucht, der Offizier aber setzte sich in Trab, grüßte noch einmal freundlich und galoppierte davon.

„Das war mein schönstes Hochzeitsgeschenk," sagte Friedrich leise „Gott sei gelobt für diese Stunde."

Vom Turme klang noch immer das Geläut und die Fahne vor dem Pfarrhause wehte leise im Herbstwinde.

Die Kinder jubelten und die Alten waren froh und über allem leuchtete weiter der goldene Herbstsonnenschein. In den Herzen der beiden so glücklichen Menschen aber klang es wieder und immer wieder: „Barmherzig und gnädig ist der Herr!"

Ende.

Sigrid Hansen.

In einer kleinen schwedischen Stadt wohnte am Ende eines schmalen Gäßchens eine arme Frau. Ihr Mann war vor kurzem verunglückt, nun stand sie der Not des Lebens allein und schutzlos gegenüber.

Wie sollte sie ihre acht vaterlosen Kinder durchbringen?

Aber es blieb nicht bei dieser Frage, sie fand die Antwort darauf im stillen Kämmerlein, als sie mit ihrem Gott rang.

Frau Sigrid Hansen war nicht mehr jung, aber ihr Mut und ihr Gottvertrauen waren ungebrochen. In mancher schlaflosen Nacht überlegte sie, was sie tun könne, um für ihre Kinder das tägliche Brot zu schaffen, bis es ihr nach und nach klar wurde, es gäbe nur einen Weg und den müsse sie gehen.

Sie hatte, als sie jung war besonders schöne Strickereien und Handarbeiten gemacht, später aber war sie ganz davon abgekommen, weil ihr Hausstand und die Kinder alle ihre Zeit und Kräfte in Anspruch genommen hatten.

Zagend und bangend machte sie sich ans Werk, heiße Gebete geleiteten ihre Arbeit und allmählich erst gewann sie eine gewisse Freudigkeit.

Es war an einem Sonntagmorgen, daß sie überlegend ein Stück nach dem andern prüfend in die Hand nahm und den Preis dafür abschätzte.

Sie hatte nicht gehört, daß ihr vierzehnjähriges Töchterchen Signe eingetreten war, bis diese staunend ausrief:

„O, Mütterchen, das alles hast du fertig gebracht? Das ist ja wunderhübsch, du wirst es gewiß schnell und gut verkaufen."

Frau Hansen seufzte.

„Gott geb's, ich weiß sonst nicht, was werden soll!"

„O Mütterchen, morgen schon versuchen wir's, du gehst in der Stadt umher und bietest die Arbeiten an und ich wandere in die Umgegend."

„Wir wollen's versuchen, Kind, aber ich gestehe es offen, mir bangt, daß der Erfolg nicht der erwartete sein wird."

Die Tochter umarmte die Mutter, der die Tränen über die Wangen rannen, und flüsterte:

„Der liebe Gott wird schon geben, daß es gut geht, er weiß, wie nötig wir den Verdienst haben."

Frau Sigrid trocknete die Tränen.

„Ja, Kind, du hast recht, er kennt unsern Mangel und wird zu rechter Zeit helfen."

Am nächsten Morgen machten beide sich auf den Weg, jedes hatte die wahrhaft künstlerisch ausgeführten Handarbeiten sorgfältig in einen Korb gepackt und hoffte, daß sie Anklang finden würden.

Als Frau Hansen an die erste Tür pochte, geschah es mit Herzklopfen. Man öffnete ihr freundlich, besah und bewunderte, aber kaufen — nein, man hatte kein Geld zu anderen Zwecken nötig.

So ging's weiter. Müde kam die arme Frau am Abend nach Hause, wo Signe schon am Tisch saß, den Kopf in die Hände gestützt und betrübt zur Erde blickend.

„Mütterchen, ich habe nichts verkauft!" rief sie der Eintretenden entgegen, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Die Angeredete fuhr ihr mit der Hand über das dichte, aschblonde Haar. Eine Weile konnte sie nicht sprechen, dann kam es langsam über ihre Lippen:

„Mein Gang war auch vergeblich."

„O, Mütterchen, und die Kleinen wollen doch essen und Karlchen muß Schuhe haben und Ellen ein warmes Röckchen und —"

„Der Herr weiß das alles," fiel sie ihr in die Rede, „und er weiß noch mehr, nämlich, wie er uns helfen wird!"

„Ach, gestern war ich so froh und sicher, daß nun alles gut werden würde, und heute bin ich ganz verzagt!"

„Ja, siehst du Kind, so geht es euch Jungen; wenn ihr nicht alsobald Hilfe seht, wo ihr sie erwartet habt, seid ihr mutlos, aber es gilt hier, nicht sehen und doch glauben. Glaube nur weiter an den Beistand Gottes und warte auf seine Zeit. Ich bin ganz getrost. Morgen wollen wir noch einmal unsern Gang antreten." (Fortsetzung folgt.)

Kerlchen.

Kerlchen als Erzieher.
(Fortsetzung.)

Sie hängen so herzlich an mir, Dudu und Didi mit wahrhaft leidenschaftlicher Zärtlichkeit, die kleine Rösi streckt gleich, so wie sie mich sieht, ihre Aermchen nach mir aus, und ist überhaupt ein ganz wonniges Süßerli.

Nur Chrisli muß ich mir noch erobern, sein Herz gehört ganz und gar Kerlchen. Ja, ja, Du böses Liebes, es ist so!

Er hat in allem Ernst seinen Vater gefragt, als dieser ihm sagte, ich würde seine neue Mama: „Warum nicht Kerlchen?" Nun will er arbeiten und rasch groß werden, damit er Dich selbst heiraten kann, das hat er neulich sehr bestimmt erklärt.

Leb wohl, liebe, kleine Felicitas! Könnte ich Dich zu meiner Hochzeit hier haben! Du fehlst mir sehr! Aber vielleicht ist es besser so für mich. Gelt, Du denkst immer gut von mir? Gottes Segen über Dich und Deinen Bruder Erich, ich bete jeden Abend, daß er es lernen möchte, ohne Groll an mich zu denken.

Deine treue Freundin
Emmy Hassee.

* * *

Brief von Chrisli an Kerchen.

Libes Kerlchen wollte Dir sagen das ich eine neue Mama hab. Du bist es nicht, es ist schade. Aber ich werde Dir heiratten. Kom wider zu uns, bite, bite! Ich sene mich nach Dir und habe Dich furchbar liebb.

Dein liber, guther, süser Chrisli.

* * *

Brief von Leutenant Erich Schlieden an Kerlchen.

Mein geliebter Terle-Terle!

Es gibt mir immer einen inwendigen Ruck, wenn ich meinen Brief für Dich an diese wildfremden Menschen adressire, — Kerlchen, was ist aus uns geworden, seit sich die zwei guten, treuen Augen geschlossen haben!

Aus mir ein ernster, düsterer Gesell, der sich in der Arbeit vergräbt, nur um nicht darüber nachdenken zu müssen, wie jämmerlich die Menschheit ist.

Und Du? Können wirs vor unsehm Herrgott verantworten, daß unser behütetes Kerlchen nun ohne Schutz, ganz auf sich selbst gestellt, in der Fremde weilt?

Es ist mir nur der Gedanke ein Trost, daß unser „Igechen" sich zusammenrollt und sticht, wenn ihm jemand zu nahe kommt; aber gelt, Kerlchen, Du sagst mir jedes kleine Vorkommnis, ich weiß ja doch besser mit den Leuten Bescheid, als Du, und ich stehe so ganz allein auf der Welt, habe niemand als Dich!

Zuerst meinte ich, ich könnte Emmys „vernünftigen Schritt" nicht überwinden, — Du hast mich vor Verzweiflung bewahrt, mein Terle, Du allein!

Dein Bild und Vaters Wort: „Verlaß das Kerlchen nie!" standen immer vor mir.

Und die Arbeit, die viele Arbeit, wie die wohl tat! Dann kam die Audienz bei Majestät, — Kerlchen, das war ein herrlicher Augenblick, als die gütigen Hohenzollernaugen unseres alten Kaisers und die mutigen schönen, klugen Augen unseres Kronprinzen Fritz mich anschauten. Letzterer erkundigte sich gleich nach Papa u. war so voll warmer Anteilnahme, daß ich mir zuletzt ein Herz faßte und ihm die Bilder zeigte, die der Kronprinz im Jahre 1865 unserm Vater schenkte und die ja wohl ganz einzig in ihrer Art sind. —

Der Kronprinz lachte hellauf, als er sie wieder sah und rief: „Die muß ich meiner Frau zeigen."

Aber für immer hab' ich sie mir nicht nehmen lassen, sie sind wieder in meinem Besitz, und eins davon schicke ich Dir heute, mein Kerlchen, bewahr es gut, es war unserm Vater immer solch' ein heiliges Andenken. Mit Fritz von Rumohr komme ich nicht viel zusammen, da wir beide außerordentlich strammen Dienst haben; ich wollte ihn auch in jener bösen, bösen Zeit nicht sehen, (trotzdem er mein liebster Freund ist) aus dem einfachen Grunde, weil er von Anfang an mein Gegner meiner Verlobung war und nun bei allem Mitgefühl den Ausdruck der Erleichterung nicht verbarg.

Rumohr denkt viel zu hoch von meinen Fähigkeiten, er sieht mich bereits als Chef des Generalstabes, an meiner Seite irgend ein hochgeborenes Dämchen, das aber häuslich erzogen, lieblich, jung und reich ist. Kennst Du solch einen Ausnahmefall? Ich nicht, aber selbst wenn ich ihn kennte, würde ich Junggeselle bleiben.

Leb wohl, Kerlchen! Wir wollen uns oft und ausführlich schreiben.

Dein treuer Bruder
Erich.

* * *

Brief des Schlachtermeisters Krone an Kerlchen.

Hochwohlgeborenes Fräulein Kerlchen!

Erlauben doch wohl, daß ich mir die Freiheit und Feder nehme, an Ihnen zu schreiben.

Habe mir Ihre Adresse mit Geduld und Spucke endlich ausfindig gemacht, was ein schweres Stück Arbeit war, denn es ist nun niemand mehr von Ihrer hochgeehrten Verwandschaft hier. Ich habe auch dessetwegen schon ans Fortziehen gedacht, denn es ist allens so verändert, kein Treu und Glauben mehr, und das Mehrste verfälscht, wie auch die Nahrungsmittel, wo sie nun in das Mehl Gips und in das Fleisch Saalpeter tun.

Mein Geschäft ist ooch nich mehr so ganz dasselbigte wie früher, die Zeiten haben en andres Gesichte gekriegt, da hat sich son — Bahzar aufgetan, wo man allens kricht, Piahnihnos und Petrolium und Käse und nun auch Fleisch. Da laufen denn die Leite hin wie närrsch.

Wenn Ihnen also die Menschen sagen von mir, ich hätt' mein Schäfchen ins Trockne gebracht, dann is das 'ne ausgesuchte Lüge und ich wollt' froh sein, wenn ich's hätte. Habe aber mit Papiere viel verloren, und kennen Fräulein Kerlchen vielleicht „Serben" aus die Schule her?

Mit die Serben habe ich nämlich mein Geld eingebüßt, weil sie erst sieben Prozent gaben und dann nischt. Wenn ich mein Geld aber noch hätte, dann wäre vieles anders und ich hätte vor Ihnen, Fräulein Kerlchen, gesorgt, wie vor mein leiblich Kind und Sie hätten's von Ihrem alten Freund annehmen müssen.

Und nun habe ich Ihnen wohl genugsam durch meine Reden vorbereitet, nämlich ich wollte nich so mit die Tür ins Haus fallen und Ihnen erschrecken und wollte Sie mehr so dusemang sagen, daß der alte Johannsen, Ihr Lehrer, nun auch nach die himmlischen Chöre abgegangen ist.

Piemelte immer so rum und spielte aber den ganzen Tag dabei, als wenn 'r dächte, unser Herrgott wollte ihn auch da oben als Organiste verwenden, wo wir doch hoffentlich ohne Taktstock das himmlische Hallelujah anstimmen werden.

Noch in die letzten Tage bin ich bei ihn gewesen und hat er da von Sie gesprochen und mir Ihre herzigen Briefchen gezeigt und noch einen Witz gemacht und gesagt:

„Ja, mein Kerlchen!
„Das ist 'n Perlchen."

Und da wußte die alte Wirtschafterin gleich, daß er sterben müßte, weil er früher nie gedichtet hat; so was gibt dem Menschen leicht den Rest.

Hätt' nun wohl noch viele Fragen, verkneife sie mir aber alle, denn ich denk', Fräulein Kerlchen kommen doch wohl mal in die Ferien her und machen mich und meine Frau die Ehre.

Verbleibe in Hochachtung
ergebenst

Ihr treuer Freund Krone, Schlachtermeister mit eingestelltem Dampfwurstbetrieb, weil die Zeiten nicht mehr danach sind.

P. S. Was ich eigentlich zuerst sagen wollte, aber Fräulein Kerlchen nicht betrüben mochte und auf traurige Gedankens bringen, nämlich das Grab von Herrn Oberst sieht prachtvoll aus, nicht wie der Tod, sondern wie das blühende Leben, denn ich sehe immer selbst nach und was meine Frau is, auch, und gucken dem Totengräber auf die Finger, denn die nehmens Geld von die Lebendigen und tun nischt vor die Toten. Stehe dann immer des Sonntags vor der Ruhestatt und unterhalte mich mit meinem Gönner und Freunde und denke, daß es so Einen doch nur einmal in der Welt gibt. Das helle Marmorkreuz ist nun auch da, und ich habe zwei Tannen dahinter gepflanzt, wie das Frühjahr kam, die sollen dann mal den richtigen Hintergrund geben. Ich gehe immer getröstet von dem Grabe fort, das Wort in dem Kreuz leuchtet einem so ins Herz: „Sei getreu bis in den Tod!"" "

Und von dem Stein, der auf dem Grabe steht, müssen sich Fräulein Kerlchen den schönen Trost holen: „Siehe, unser Freund schläft, aber ich gehe, ihn zu erwecken."

* * *

Aus Kerlchens Tagebuch

Heute bekam ich ein Wertpaket zugeschickt. Frau Käfermann blieb bei mir stehen und war so furchtbar neugierig. Es war aber nur ein Buch drin, ich schloß es gleich weg und las auch den Brief nicht eher, als bis ich allein war.

Er war von dem Notar vom alten Johannsen und er schrieb mir etwas so Sonderbares, daß ich immer noch meine, ich träume.

Der alte Johannsen hat alles Geld, was er von Papa für meinen Unterricht bekommen hat, auf die Sparkasse getan und nun bekomme ich das Buch, es sind 1700 Mark.

Er schreibt noch dazu mit zitternder Hand, es sei ihm die schönste Freude gewesen, mich zu unterrichten, und so hätte er von Anfang an seinen Lohn dahin gehabt. Vielleicht können nun das Geld und die Zinsen dazu beitragen, daß ich mir einen großen Wunsch erfüllen könne.

Ich habe vorhin gleich an Mama geschrieben und ihr die herrliche Tat unseres alten Freundes Mitgeteilt. Die liebe Mama! Wenn ich doch bei ihr sein könnte- Ich hörte durch Onkel Liskow, daß sie erst nach und nach anfängt, sich von dem furchtbaren Schlage zu erholen. Sie ist jetzt in Buchenwalde, denn Fürst Li hat sie nicht mehr erkannt in der letzten Zeit, er dämmert so hin, umgeben von fremden Menschen, unser frischfröhlicher, guter Li — —. Mir tut das Herz so sterbensweh, wenn ich an unsere Kinderzeit denke.

* * *

— **Nürnberg.** ..350,000 Nationalsozialisten haben sich in dem alten Nürnberg zu einer 4tägigen Parteitagung eingefunden. Frohe Zuversicht und Jubel über die Erlangung der vollen Macht im Reiche herrscht allenthalben.

Reichskanzler Hitler wird die Hauptrede der Tagung halten und eine Parteiproklamation erlassen. Ferner wartet man gespannt auf den Bericht über die Auslandpolitik, den Alfred Rosenberg, Hitlers Hauptberater, über Auslandfragen erstatten wird und von dem man eine Beilegung des Streites mit Oesterreich oder eine Verschärfung der Sachlage erwarter.

Der Massentod schreitet durch . . . . .
(Schluß von Seite 7)

Fehler Rechenschaft abgibt." Und welches sind nun seines Erachtens diese Fehler? Nicht etwa die sogenannten „objektiven Gründe", also der Ernterückgang, nein, es ist das die

„Weichherzigkeit,"

mit der die örtlichen Stellen sich der Aufgabe, das Getreide den Produzenten zu entreißen, entledigt haben. All diese Nachsicht der notleidenden Bevölkerung gegenüber faßt Postyschew in dem Ausdruck „Förderung von Konsumenteninteressen" zusammen. Diese unnütze Weichherzigkeit illustriert er an einer Reihe von Beispielen aus der Praxis des vergangenen Jahres. So zitiert er die folgende Vorschrift des Odessaer Gebietskomitees: „Den ersten Hektar Drusches für die Bedürfnisse der örtlichen, resp. öffentlichen Verpflegung zur Verfügung zu halten" und sagt dazu wörtlich: „Braucht man besonders auszuführen, wie falsch die Losung ist, denn dadurch wird die Aufgabe der Ablieferung des Getreides an den Staat auf den zweiten Plan gerückt, während an die erste Stelle die Sicherstellung der örtlichen (öffentlichen) Ernährung gesetzt wird. Bedeutet das nicht den besten Beweis dafür, wie einige unserer Gebietskomitees unter Einfluß der Konsumenteninteressen der Kollektivbauern standen, wodurch die Klasseninteressen unserer Gegner gegen den proletarischen Staat gefördert wurden?"

Die Worte reden Bände. Die Milderungen örtlicher Kommissäre, um

die in Frage kommenden Menschen vom Hunger, ja vom Tode zu retten, sollen aufhören.

Schluß mit der Weichherzigkeit. Dieses befiehlt der Abgesandte Moskaus, der mächtigste Mann im Bereich der ukrainischen Förderativrepublik.

Postyschew war im Frühling dieses Jahres in die Ukraine gesandt worden, als die Getreidekampagne dort zusammenbrach, der Hunger bereits zur Herrschaft gelangte. Seit diesem Zeitpunkt ist Postyschew gewissermaßen ein Feldherr, der mit Hilfe eines riesigen Exekutivapparates tausend örtliche Funktionäre — die um ihre Existenz rengenden ukrainischen Bauern — mit allen Mitteln zur Abgabe der Getreidemengen zu zwingen hatte. Er leitet den Kampf um's Brot der nach seinen eigenen Worten nichts anderes, als „ein Kampf um den Sozialismus," um die Aufrechterhaltung der Sowjetherrschaft bedeutet.

Nach einer Meldung der „Times" ist es in den letzten Tagen zur Bildung besonderer kommunistischer Patrouillen gekommen, die die Horden

hungernder Menschen von den Feldern zu treiben, ja erforderlichenfalls auch von ihren Waffen Gebrauch zu machen haben.

Doch der Kampf, den Moskau in Gestalt des Genossen Postyschew jetzt in der Ukraine führt, ist nicht nur gegen die Masse der örtlichen Bauern gerichtet, er gilt auch den Kreisen des örtlichen ukrainischen Kommunismus.

Daß dieser Gegensatz je länger je mehr zur Stärkung betont ukrainischen Bestrebungen auf dem kulturellen Gebiet führen mußte, ist selbstverständlich. An der Spitze des ukrainischen Bildungswesens stand jedoch kein anderer als der Freund Lenins und Mitbegründer des Sowjetstaates, der Vizevorsitzende des kommunistischen Zentralkomitees und Unterkomissar der Ukraine, der Genosse Skrypnyk, zudem ein bekannter Schriftsteller, dessen Publikationen für die kulturellen Bestrebungen der heutigen Ukrainer von der größten Bedeutung sind. Skrypnyk, Führer der ukrainischen Richtung innerhalb der kommunistischen Kreise, hatte nun die Stirne, dem allmächtigen Postyschew öffentlich entgegenzutreten, und zwar auf einem Boden, auf den, wie Postyschew sich wörtlich ausdrückt,

„die Blicke von Hunderttausenden und Millionen von Kommunisten gerichtet sind."

Auf der Sitzung des Zentralkomitees der kommunistischen Partei der Ukraine vom 10. Juni d. J., fand dieser Zusammenstoß der beiden Rivalen statt. Er endete damit, daß Postyschew aus ihm als Sieger hervorgeht. Unter dem „brausenden Beifall der Versammlung," wie es im offiziellen Organ der Partei heißt, fertigte Postyschew seinen Gegner gewissermaßen wie einen Hund ab. Er wunderte sich, daß er diese Tribüne zu betreten überhaupt gewagt hätte und er wirft ihm vor, daß sich hinter seinem Rücken allerhand Gesindel und Staatsverräter versteckten.

Nach dieser Rede des Abgesandten Moskaus war Strypnyk mit allen seinen Mitarbeitern und Gesinnungsgenossen bereits gerichtet. In der Tat, es vergingen nur noch wenige Tage und die Nachricht vom

„Selbstmorde" Strypnyks, eines der ältesten und bedeutendsten Mitarbeiters Lenins durcheilte die Welt.

Wird der Genosse Postyschew und mit ihm die Sowjetregierung es aber erreichen können, den Hungergebieten aus der neuen Ernte jenes für die Versorgung der Industriezentren notwendige Verpflegungsminimum zu entreißen? Das ist eine Frage, die heute noch niemand mit Sicherheit beantworten kann. Gelingt es nicht, so wird die Hungersnot jedenfalls auch noch auf die Industriegebiete hinübergreifen. Außer jedem Zweifel ist eben nur, daß die Agrargebiete selbst im besten Falle, wenn die Beiseiteschaffung eines Teiles des abzuliefernden Getreides dort doch noch gelingt, erneut, und zwar spätestens im Dezember d. J. dem Hunger preisgegeben sein werden.

Wiederum werden ungezählte Tausende Kinder mit Greisengesichtern verhungert auf ihren Feldern, in ihren Häusern liegen.

Wer an all dem noch zweifelt, der nehme sich die Mühe, die dokumentarischen Berichte der Augenzeugen: Journalisten, Quäkervertreter uſ., der Vorgänge der Hungerjahre 1921 und 22 nachzulesen.

Die Schande des zwanzigsten Jahrhunderts.

Hunderttausende und Millionen von Menschen verhungern, und all das geschieht, während die

überseeischen Agrargebiete im Getreide geradezu ersticken,

während in Kansas die Industrieöfen mit Weizen geheizt werden, ja während man erneut zwischen Canada, den Vereinigten Staaten, Argentinien und Australien, den reichsten Kornkammern der Welt, über den Abbau der Saatenfläche um fünfzehn bis zwanzig Prozent verhandelt. Die Landwirtschaft dieser Länder geht an der Ueberproduktion zugrunde, während die Ozeanboote mangels an Frachten stilliegen und rosten. Die Farmer stöhnen, die einzige Rettung scheint ihnen in der Vernichtung großer Getreidemengen zu liegen. Zu gleicher Zeit gehen Millionen an dem Mangel an Nahrungsmitteln zugrunde.

Und nun wird die zuvilisierte Welt vor die Frage gestellt: will sie es mitansehen, wie im kommenden Winter, gleich wie im letzten Halbjahr, Millionen unschuldiger Menschen in der Sowjetunion — in der Ukraine, an der Wolga, im Nordkaukasus und Sibirien — verhungern werden, obwohl eine Hilfsaktion ohne Schwierigkeiten in die Wege geleitet sein könnte? Diese Frage muß jetzt klar beantwortet werden.

Entscheidet man sich für die Hilfeleistung, so darf keine Stunde mehr gewartet werden.

Das Hilfswerk ist freilich nur unter der Voraussetzung möglich, daß die ganze Aktion sich ausschließlich auf das humanitäre Gebiet beschränkt und alles, was so oder anders mit Politik zusammenhängt, grundsätzlich ausgeschaltet wird und eben nur eine Handlung im Dienste reinster Menschlichkeit zustandekommt.

Die Katastrophe in Rußland hat jetzt einen Umfang erreicht, daß Einzelaktionen, gesonderte Hilfeleistungen für die eine oder andere Kategorie der Notleidenden nicht mehr in Frage kommen. Hunger und die Epidemien haben Orthodoxe, Katholiken, Lutheraner, Russen, Ukrainer, Deutsche, Juden, Finnen, Esten und Letten, d. h. alle Bewohner der in Frage kommenden Gebiete im gleichen Maße betroffen. Die Hilfe kann daher nur im Rahmen einer großen und allgemeinen Hilfsaktion für alle Hilfsbedürftigen ohne Unterschied durchgeführt werden.

— Courier.

— **Wien. Die Verhandlungen,** die vor einiger Zeit seit Revision des Handelsvertrages zwischen Oesterreich und Jugoslawien in Belgrad aufgenommen worden sind, wurden durch Paraphierung eines Zusatzabkommens zum Handelsvertrage geschlossen.

Nach Informationen aus Wien behält Jugoslawien den größten Teil seiner früheren Einfuhrkontingente, stimmte jedoch Ermäßigungen für eine Reihe von Zollsätzen auf österreichische Exportartikel zu.

— **Der italienische Premier,** Benito Mussolini scheint dagegen sein ihm einst feindlich entgegenstehendes Land, freundschaftliche Gefühle zu hegen. Er hat soeben mit dem österreichischen Kanzler Engelbert Dollfuß ein Abkommen getroffen, nach welchem Oesterreich den Hafen von Triest als Freihandelshafen benützen wird. Der deutsche Reichskanzler Adolf Hitler bemüht sich um einen Anschluß von Oesterreich an Deutschland.

Neueste Nachrichten

Die allgemeinen Ziele der Nationalsozialisten.

Die folgenden 25 Programmpunkte (deren ersten Teil wir bereits in letzter Ausgabe veröffentlichten) wurden Anfang des Jahres 1920 zum ersten Male in München öffentlich bekanntgegeben; sie stehen als Grundformen der Nationalsozialistischen Arbeiter-Partei unverrückbar fest.

Die Programmforderungen in der Federschen Formulierung aus „Der deutsche Staat".

Unser Ziel ist Deutschlands Wiedergeburt in deutschem Geist zu deutscher Freiheit.

Der Weg zu diesem Hochziel ist:

a) Staatspolitischer Grundsatz:

Das Deutsche Reich ist die Heimat des Deutschen.

Außenpolitisch:

1. Die Aufrichtung eines geschlossenen Nationalstaates, der alle deutschen Stämme umfaßt.

2. Die kraftvolle Vertretung der deutschen Interessen im Ausland.

Rassenpolitisch:

3. Die Ausscheidung der Juden und aller Nichtdeutschen aus allen verantwortlichen Stellen des öffentlichen Lebens.

4. Unterbindung der Zuwanderung von Ostjuden und von anderen schmarotzenden Ausländern. Lästige Ausländer und Juden können abgeschoben werden.

Staatsbürgerlich:

5. Nur der Deutsche, der sich zur deutschen Kultur- und Schicksalsgemeinschaft bekennt, kann staatsbürgerliche Rechte ausüben.

6. Wer nicht Deutscher ist, kann nur als Gast im deutschen Staat leben und steht unter Fremdenrecht.

7. Die Rechte und Belange der Deutschen gehen vor denen der Angehörigen fremder Völker.

b) Wirtschaftlicher Grundsatz:

Die Aufgabe der Volkswirtschaft ist die Bedarfsdeckung und nicht eine möglichst hohe Rentabilität für das Leihkapital.

8. Der Nationalsozialismus erkennt das Privateigentum grundsätzlich an und stellt es unter staatlichen Schutz.

9. Das Wohl des Volkes zieht aber der maßlosen Reichtumsanhäufung in den Händen einzelner eine Grenze.

10. Alle Deutschen bilden eine Werksgemeinschaft zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt und Kultur.

11. Im Rahmen dieser allgemeinen Arbeitspflicht jedes Deutschen und unter grundsätzlicher Anerkennung des Privateigentums steht jedem Deutschen freie Erwerbsmöglichkeit und freie Verfügung über seinen Arbeitsertrag zu.

12. Die gesunde Mischung von Klein-, Mittel- und Großbetrieben auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens, also auch in der Landwirtschaft, bleibt aufrechterhalten.

13. Alle bisher bereits vergesellschaftlichten Betriebe werden verstaatlicht.

14. Wucher- und Schiebertum sowie die rücksichtslose Bereicherung auf Kosten und zum Schaden des Volkes wird mit dem Tode bestraft.

15. Einführung eines Arbeitspflichtjahres für jeden Deutschen.

c) Finanzpolitischer Grundsatz:

Das Geldwesen steht im Dienste des Staates, die Gewaltigen dürfen keinen Staat im Staat bilden; daher unser Ziel: Brechung der Zinsknechtschaft durch:

16. Befreiung des Staates und damit des Volkes aus seiner zinspflichtigen Verschuldung gegenüber dem Großleihkapital.

17. Verstaatlichung der Reichsbank A.-G. und der Notenbanken.

18. Geldbeschaffung für alle großen öffenlichen Aufgaben (Ausbau der Wasserkräfte, Verkehrswege usw.) unter Vermeidung des Anleiheweges durch die Ausgabe zinsloser Staatskassengutscheine bzw. auf bargeldlosem Wege.

19. Einführung einer feststehenden Währung auf gedeckter Grundlage.

20. Schaffung einer gemeinnützigen Bau- und Wirtschaftsbank (Währungsreform) zur Gewährung zinsloser Darlehen.

21. Durchgreifende Umgestaltung des Steuerwesens nach sozialen volkswirtschaftlichen Grundsätzen. Befreiung der Verbraucher von der Last der indirekten Steuern sowie der Erzeuger von einengenden Steuern (Steuerreform und Steuerbefreiung).

d) Sozialpolitischer Grundsatz:

Das allegemeine Wohl ist oberstes Gesetz.

22. Großzügiger Ausbau der Altersversicherung durch Verstaatlichung des Leibrentenwesens. Jedem bedürftigen deutschen Volksgenossen wird von einem bestimmten Lebensalter an oder bei vorzeitigem Eintritt dauernder Erwerbsunfähigkeit eine auskömmliche Rente sichergestellt.

23. Beteiligung aller an schöpferischen und werteschaffenden Unternehmungen Beschäftigten je nach Leistung und Alter an den Erträgnissen des Werkes unter gleichzeitiger Mitverantwortlichkeit für die Erfüllung der volkswirtschaftlichen Aufgaben des Werkes.

24. Einziehung aller nicht auf ehrlicher Arbeit beruhenden Kriegs- und Revolutionsgewinne sowie von Hamster- und Wuchergut und deren Verwendung für den Ausbau der sozialen Fürsorge.

25. Behebung der Wohnungsnot durch umfangreiche Wohnungsneubauten im ganzen Reich mit den Mitteln der nach Ziffer 21 neu zu schaffenden gemeinnützigen Bau- und Wirtschaftsbank.

e) Kulturpolitisch:

Eine Blüte aller Wissenschaften und schönen Künste auf der Grundlage eines politischen freien, wirtschaftlich gesunden Staates ist unser kulturelles Hochziel.

Dies soll erreicht werden durch:

26. Erziehung der Jugend zu körperlich gesunden und geistig freien Menschen nach den großen Ueberlieferungen des deutschen Geisteslebens.

27. Volle Religions- und Gewissensfreiheit.

28. Besonderer Schutz der christlichen Glaubensbekenntnisse.

29. Unterdrückung und Fernhaltung von Glaubenslehren, die dem deutschen Sittlichkeitsgefühl zuwiderlaufen und deren Inhalt staats- und volkszerstörenden Charakter trägt.

30. Unterdrückung aller schädigenden Einflüsse im Schrifttum und in der Presse, Bühne, Kunst und Lichtspiel.

31. Freiheit der Lehre auf den deutschen Hochschulen, Heranbildung einer Führerschicht von charaktervollen Männern.

f) Militärisch:

32. Wehrhaftmachung der Nation durch Einführung des Wehrrechtes für jeden freien Deutschen.

3. Aufhebung der Söldnertruppe.

34. Schaffung eines Volksheeres zur Verteidigung der Heimat unter einem in strenger Standeszucht aufzubauenden Berufsoffizierskörper.

g) Sonstige Verbesserungen:

35. Verbesserung des Pressewesens. Unterdrückung aller Presseerzeugnisse, die gegen die Belange des deutschen Volkes verstoßen. Strengste Verantwortlichkeit für alle falschen und absichtlich entstellten Nachrichten.

36. Aenderung des Wahlrechts unter Ausschaltung der jetzt so entsittlichenden Form des Wahlkampfes, der Unverantwortlichkeit der Gewählten (Immunität).

37. Bildung von berufsständischen Kammern.

38. Justizreform auf dem Gebiete des Bodenrechts — (grundsätzliche Anerkennung des Eigentumsrechtes am Boden, Unbeleihbarkeit des Bodens vonseiten des Privatkapitals. Vorkaufsrecht des Staates, besonders gegenüber Ausländern und Juden. Zwangsverwaltung von Grund und Boden durch den Staat im Falle liederlicher Bewirtschaftung), des Zivilrechtes — (weit strengerer Schutz der persönlichen Ehre, der Gesundheit gegenüber dem heute vorherrschenden einseitigen Rechtsschutze des Eigentums).

39. Staatsrechtliche Formen. Staatsform. — Die dem deutschen Wesen entsprechende Staatsform ist die in einer obersten Spitze vereinigte souveräne Staatsführung. Ob diese oberste Spitze durch einen vom Volke zu wählenden Monarchen oder durch einen Präsidenten besetzt wird, muß später Volksabstimmung überlassen bleiben.

Bundesstaatlicher Charakter des Reiches. — Die Zusammensetzung des deutschen Volkes aus verschiedenen durch Stammesart und Geschichte innerliche enger verbundenen Ländern bedingt die weitestgehende Selbständigkeit der einzelnen Bundesstaaten im Hinblick auf ihre inneren Angelegenheiten. Reichsangelegenheit ist die Vertretung des deutschen Volkes nach außen, Paßwesen und Zölle, ferner Heer und Flotte.

Der Erreichung dieses Staats- und Wirtschaftsprogramms des Nationalsozialismus stellen sich drei hauptsächliche Gegner in den Weg. Der Marxismus. der Parlamentarismus und beiden übergeordnet das Großleihkapital.

1. Unser antisemitischer Kampf richtete sich gegen die staatszersetzende Lehre des Juden Karl Marx, gegen die das Volk zerreißende Lehre vom Klassenkampf, gegen die wirtschaftsmordende Lehre der Verneinung des Privateigentums und gegen die rein ökonomische materialistische Geschichtsauffassung.

2. Unser anti - parlamentarischer Kampf richtet sich gegen die Unverantwortlichkeit der sog. Volksvertreter, die — immun — niemals tatsächlich Rechenschaft ablegen müssen über die Folgen ihrer Beschlüsse, sowie gegen alle sich daraus ergebenden Schäden (Sittenverderbnis, Günstlingswirtschaft, Käuflichkeit) und als schlimmste Folge — eine von einem solchen Parlament abhängige Regierung.

3. Unser anti - mammonistischer Kampf, der den beiden anderen Fronten übergeordnet ist, richtet sich gegen die weltumspannende Geldmacht, d. h. gegen die dauernde finanzielle und wirtschaftliche Ausblutung und Ausbeutung unseres Volkes durch das Großleihkapital.

Verantwortlich: W. v. Allwörden, Hamburg, Moorweidenstr. 10.

(Eingesandt von J. J. Janzen, Glendale.)

Ein Brief an die New Yorker Times.

Der folgende Brief in englischem Urtext wurde von Oberst Emerson, dem Vorsitzenden der Freunde Deutschlands (Friends of Germany) an die Schriftleitung der New York Times gesandt:

Als besondere Korrespondenz aus Karlsbad veröffentlichten Sie vor kurzem einen von Philipp Scheidemann, dem ersten Kanzler der deutschen Republik, verfaßten Artikel, in dem die ganze zivilisierte Welt aufgefordert wird, sich seinem jetzigen Nachfolger im Amt, Adolf Hitler, entgegen zu werfen, „selbst wenn ein blutiger Krieg für diesen Zweck entfesselt werden müßte."

Seit den Tagen Koltschaks, Judenitschs, Denikins, Wrangels und anderer russischer Kämpfer ist es eine fast alltägliche Angelegenheit geworden, von Vertriebenen zu hören, welche Feinde ihres eigenen Landes aufrufen, sich in dessen Angelegenheiten zu mischen und gewaltsam einzumarschieren. Für solche brenzliche Interventionen sind heutzutage die Wenigsten zu haben.

Es muß daher in Frage gestellt werden, ob die früheren Entente-Staaten in diesen Zeiten wirtschaftlichen Wirrwars dem wilden Kriegsruf eines sozialistischen Flüchtlings Gehör schenken werden.

Herr Scheidemann schrieb in seinem Artikel von dem sogenannten „Dolchstich in den Rücken" der deutschen Heere und bezeichnet ihn als einen „nationalistischen Schwindel." Er hebt besonders hervor, daß, gemäß General Ludendorffs eigenen Bekenntnissen, das deutsche Heer an der Westfront vor dem 9. November am Ende seiner Kräfte war.

Die Schuld an General Ludendorffs verzweifelter Lage vor jenem Zeitpunkt wurde bekanntlich zuerst durch den britischen General Maurice den deutschen Sozialisten hinter der Front zugeschoben, weil sie die Moral der deutschen Kämpfer an der Front durch Aufwiegelung zum Streiken hinter der Front untergruben. In den Besprechungen über General Maurices Buch, welches im Dezember 1918 erschien, wurden jene sozialistischen Umtriebe als ein „Dolchstich in den Rücken" bezeichnet. Zu jener Zeit war Herr Scheidemann einer der hervorragendsten Führer der deutschen Sozialdemokraten.

Jenes Urteil des General Maurice wurde nachträglich vom General Ludendorff bestätigt. Er hat sich, wie bekannt, wiederholt über den „Dolchstich in den Rücken" beklagt, lange bevor Adolf Hitler und seine Anhänger diese Sache aufgriffen.

Späterhin, als die Macher des Gewaltfriedens von Versailles ihre große Lüge erfanden, um die Kriegsschuld ausschließlich auf Deutschland abzuwälzen, beteuerte Herr Scheidemann in temperamentvoller Weise, daß er seine rechte Hand lieber verdorren lasse, als einen solchen Vertrag zu unterzeichnen. Doch hinderte diese Erklärung nicht, daß Scheidemanns Parteigenossen Müller und Bell ihre Unterschriften unter denselben Vertrag mit seinem heillosen Paragraphen über Deutschlands Alleinschuld setzten. Als jene beiden Sozialisten sich ihrer beschämenden Sendung entledigt hatten, war Herr Scheidemann einer der ersten, der ihre unverdorrten Hände schüttelte. Später hat er seinem Parteigenossen Müller geholfen, deutscher Reichskanzler zu werden.

Zu der Zeit als jene oben genannten Weißgardisten fremde Hilfe für ihren russischen Bürgerkrieg erhielten, war es wieder Herr Scheidemann, der in hohen Tönen gegen fremde Einmischung in die inneren Angelegenheiten Rußlands protestierte, weil das Selbstbestimmungsrecht Rußlands dadurch verletzt würde. Es kommt eben immer darauf an, wer den Schaden zu leiden hat.

Im Hinblick auf Herrn Scheidemanns verräterische Bitte an die früheren Entente-Mächte, seine politischen Gegner in Deutschland an der Erreichung ihrer Ziele zu verhindern, „selbst wenn ein blutiger Krieg für diesen Zweck entfesselt werden müßte," eröffnen sich Ausblicke, die den gezwungenen Aufenthalt dieses früheren Reichskanzlers als Flüchtling im Auslande begreiflich erscheinen lassen.

Was den Dolchstich in den Rücken der deutschen Heere betrifft, soll hier festgelegt werden, daß unter den noch lebenden deutschen Kriegsteilnehmern kaum noch ein Zweifel herrschen wird, wem hinter der Front die Schuld zuzuschreiben war, daß im Herbst 1918 die deutsche Lage an der Front hoffnungslos und unhaltbar wurde.

Amerikanische Freunde Deutschlands.

Es gibt in Amerika, hauptsächlich in New York, zwei Gesellschaften, welche die Freundschaft mit Deutschland besonders auf ihre Fahnen geschrieben haben. Die eine ist hitlerisch eingestellt, nämlich die „Friends of the New Germany" (Amerikanische Freunde des neuen Deutschland). Sie hat bereits deutsch-amerikanische Festlichkeiten (wie den „Deutschen Tag" im Staate New York) amtlich und unter dem Beifall der Anwesenden mitgemacht. Die andere Gesellschaft betitelt sich „Friends of Germany." Das Ziel der letzteren ist die Pflege guter Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland und die Verteidigung Deutschlands gegen Verleumdungen und falsche Beschuldigungen. Sie will nicht mit dem Sabotage-Unternehmen der Weltkriegszeit verwechselt werden, welche sich heuchlerisch „Friends of German Democracy" bezeichneten. Sie ist neutral in Bezug auf politische Verhältnisse innerhalb Deutschlands und frei von religiöser Intoleranz und verschickt gratis beglaubigte, zuverlässige Auskunft über die neuesten Ereignisse in Deutschland an die Mitglieder. Im Vorstand sind Col. Edwin Emerson (in Washington und als Freund der Deutschen sehr wohl bekannt); Dr. Johannes Hoving (Führer des Gustav Adolf Vereins), Oberstleutnant Henry W. Torney (Schatzmeister) und Joseph J. O'Donohue (Schriftführer). — Als Ehrenmitglieder werden genannt u. a. Prof. Dr. Aßmuth von der Fordham Universität; Poultney Bigelow (Verfasser einer Geschichte Deutschlands); Ernst Brunden, Milwaukee (früher in der Kongreßbibliothek); Pastor Otto Engel, Milwaukee (großer Deutschenfreund); T. St. John Gaffney (früher amerikanischer Generalkonsul in Dresden und München, der Deutschland immer verteidigt hat); Pfarrer Franz Groß; Fred C. Gartner, pennsylvanischer Abgeordneter; Prof. Charles F. Geiser, Oberlin, Ohio; Ferdinand Hansen, New York; Dr. Constantine E. McGuire (Verfasser deutschfreundlicher Bücher), Washington, D. C.; Valentin Peter, Zeitungsverleger in Omaha, Nebraska; General Hermann A. Metz, New York; Jeremiah A. O'Leary (Führer des Wahrheitsbundes), New York; George N. Shuster, New York (der voriges Jahr ein Buch über Deutschland veröffentlichte, ein wahrer Freund der Deutschen); Prof. Ferdinand Schevill (Historiker); Chas. E. Schmidt, Oscoda, Michigan (bestens bekannt); Fred F. Schrader (Verfasser des bekannten Buches über die Deutschen in Amerika); William Hale Thompson (letzthin Oberbürgermeister von Chicago). Die Adresse des Vereins der „Freunde Deutschlands" ist New York City, 17 Battery Place.

— **Wer Gott nicht vertraut, vertraut auch den Menschen nicht.**

Bekanntmachung.

Da doch eine ziemliche Anzahl mennonitischer Geschwister aus den verschiedenen Staaten und aus Canada nach Chicago zur Weltausstellung kommen, haben wir uns eingerichtet, daß wir eine schöne Anzahl Personen, einerlei, welches Glaubensbekenntnis sie haben, mit Herberge dienen können. Wir geben Nachtlager und Frühstück. Der Preis ist so mäßig, wie man ihn unter den Verhältnissen nur machen kann. Wir berechnen 50 Cents per Tag für eine erwachsene Person.

Wir bitten, bei uns vorzusprechen, ehe man wo anders sich niederläßt. Die Ausstellung ist von uns aus per Straßenbahn leicht zu erreichen.

Wir sind schon über 18 Jahre hier in Chicago in der Arbeit für den Herrn tätig. Haben die Stadt zum Teil kennen gelernt. Somit können wir den Leuten, die hier bei uns zur Herberge stehen, Rat erteilen, wie sie die paar Tage, die sie hier in Chicago verleben, am besten ausnützen können, um recht viel zu sehen und auch viel Gutes zu hören. Eine Karte mit der Ankündigung, wann Ihr kommt, wird gern begrüßt, aber Ihr seit auch willkommen, wenn Ihr unerwartet die kleine „Bell" bei uns „ringt". Wir glauben, wir können Euch die Ausgaben verringern und Rat erteilen, so daß Ihr mehr Nutzen von Eurem Besuch in Chicago bekommt.

Man merke sich auch unser Telephon: — „Wellington 4166" und auch unsere Anzeige über unsre Tür, wenn Ihr nach Chicago kommt und bei uns vorsprechen wollt.

Mit Gruß
Joseph W. und Kath. Tschetter
2812–14 Lincoln Ave.
Chicago, Ill.

— **London. Dem Vernehmen nach** hat der canadische Premier Rt. Hon. R. B. Bennett bei seinen jüngsten Verhandlungen mit dem britischen Handelsministerium über die nächstjährige Ausfuhr englischer Waren nach Canada, unter Anrufung der Beschlüsse der britischen Reichswirtschaftskonferenz in Ottawa gegen „Dumping“, eine sehr bedeutende Verringerung der Einfuhr russischen Holzes in England gefordert. Dem canadischen Premier sind die neuen Handelsbeziehungen Britanniens mit Rußland ein Dorn im Auge. Er hat dem brittischen Handelsministerium erklärt, eine Verringerung der britischen Holzeinfuhr aus Rußland werde nicht nur in Canada, sondern auch in Schweden, in Finland und in Polen beifällig aufgenommen werden, und alle diese Länder seien bessere Kunden Englands als Rußland.

— **Kopenhagen. Charles Lindbergh** und seine Gattin, die sich nach einem Fluge über den Nordatlantik gegenwärtig hier aufhalten, wurden soeben vom König in Audienz empfangen. Später traten sie eine Autofahrt durch Schweden an.

— **Barzelona. Es wird berichtet,** daß die Wähler der kleinen alten Republik Andoro, die in den Pyrenäene liegt an der französisch-spanischen Grenze, kürzlich 16 Ratsmitglieder gewählt haben, die für den status quo eintreten und 7, die die Bewegung für größere Unabhängigkeit, die kürzlich ins Leben gerufen wurde, unterstützen.

— **Asunrion, Paraguay. Heftige** Kämpfe im Gran Chaco-Gebiet an der Grenze von Bolivien sind an der ganzen Front entlang von Gondra bis Herrera ausgebrochen, wie eine amtliche Nachricht besagte. In dem Bericht war ebenfalls angeführt, daß bolivische Truppen mit einem Massenangriff auf alle Abschnitte einsetzten.

— **Hongkong, China. Das amerikanische** Kriegsschiff „Sacramento“ und der englische Kreuzer „Wishart“ dampften soeben nach Tutschow, der Hauptstadt der Provinz Fukien, ab, um englische und amerikanische Bürger zu beschützen, die in jener Gegend von Kommunisten bedroht sein sollen. Die Amerikaner waren bereits von Ankunft der Kommunistenscharen aufgefordert worden, Futschow zu verlassen. Drei japanische Kriegsschiffe waren schon gestern aus Formosa nach jenem Orte abgesandt worden.

— **Innsbruck. Alle österreichischen Grenzen wurden gestern geschlossen, nachdem drei Männer auf verwegene Weise Franz Hofer, den nationalsozialistischen Führer des Tyrol-Voralberg Distriktes, aus dem hiesigen Gefängnis befreit hatten.** Siebzig Nationalsozialisten wurden auf die Kunde der Befreiung hier und in der Umgebung verhaftet. Hofer befand sich als Feind der Regierung des Bundeskanzlers Engelbert Dollfuß in Haft, dessen entschiedener Kampf Oesterreich von nationalsozialistischem Einfluß freizuhalten, sein Land in eine kritische Lage mit Deutschland gebracht hat.

— **Berlin. Der preußische Innenminister** Hermann Wilhelm Göring ist von Präsident Paul von Hindenburg ehrenhalber zum General der Infanterie ernannt worden. Die Ernennung erfolgte als „Anerkennung der Dienste in Krieg und Frieden“. Sie verleiht Göring das Recht, die Generalsuniform zu tragen.

Dann beförderte Reichspräsident von Hindenburg den Reichswehrminister Werner von Blomberg zum Generaloberst. General von Blomberg hat damit die höchste Stufe, die ein Berufsoffizier im Frieden erlangen kann, erreicht.

Die Ernennung des preußischen Ministerpräsidenten und Reichsluftministers Göring zum General findet ihre Parallele in der Ernennung Bismarcks zum General durch den alten Kaiser Wilhelm den Ersten. Auch Wilhelm der Zweite hat seinen Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg diese Ehrung zuteil werden lassen. General Göring ist die rechte Hand Adolf Hitlers.

— **Bekanntlich ist der reiche und** aristokratische Sir Oswald Mosley der Gründer der britischen Faschistenbewegung. Sir Oswald hat sehr weitgehende Pläne und ist mit einem großen Programm vor die Oeffentlichkeit getreten. Es enthält: Die Abschaffung des Parlements, wie es heute besteht; Erhöhung der Löhne, um dadurch die Kaufkraft des Volkes zu vergrößern; die Bildung eines faschistischen Reiches mit dem König an der Spitze.

In allen Teilen des Landes springen Organisationen von „Schwarzhemden“ auf, aber diese sind meistens unabhängige anti-jüdische Organisationen. Im Ostende Londons sind unter den Kommunisten viele Juden, aber der durchschnittliche, gesetzliebende Jude soll von Sir Oswalds Faschisten ebenso respektiert werden wie jeder andere gesetzliebende Bürger. Sir Oswald sagte, daß seine Anhänger sich aus allen Klassen und Religionsgemeinschaften zusammensetzen, wollte aber nicht ihre Zahl oder Namen angeben. Sie erhalten keine Bezahlung und arbeiten mit fanatischem Eifer. Wie groß die Organisation sei, wollte er nicht angeben. „Da wir in einem bittern Kampf mit unseren Feinden, den Sozial-Kommunisten, stehen, würde es unweise sein“, sagte er, „wenn wir die Zahl unserer Anhänger und die Stärke unserer Verteidigungsarmee angeben würden.“ Als er gefragt wurde, ob die britischen Faschisten Gewalt anwenden würden, um zur Macht zu kommen, sagte er: „Unsere Stellungnahme zu dieser Frage ist oft erklärt worden. Wir wollen zur Macht gelangen durch gesetzliche, friedliche und konstitutionelle Mittel. Zunächst wollen wir versuchen den Faschismus im ganzen Lande einzuführen. Später werden wir dann versuchen, durch parlamentarische Wahlen d. Macht zu erlangen. Wenn wir diese Macht in Händen haben, wird die faschistische Regierung die absolute Herrschergewalt bekommen.

— **Oslo. Beim Scheibenschießen** auf dem norvegischen Kriegsschiff „Tordenskiold“ explodierte ein Geschoß eines fünfzölligen Geschützes u. richtete großes Unheil an. Ein Offizier und zwei Marinesoldaten wurden tot hingestreckt und elf Matrosen wurden verwundet, drei davon schwer.

— **Mit seiner Rückfahrt nach** Friedrichshafen am 26. August hat der „Graf Zeppelin“ seine fünfte Rundreise in dieser Saison nach Süd Amerika beendet.

— **Der amerikanische Marinesekretär** Swanson unterzeichnete die Baukontrakte für 37 Schiffe d. Flotte, deren Kiellegung durch den 238 Millionen Dollar Beitrag aus dem öffentlichen Baufonds ermöglicht wird. Von den Schiffen werden 21 auf Privatwerften, 16 in Marinewerften auf Stapel gelegt.

— **Die diesjährige große Tagung** der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei, der Partei des Reichskanzlers Adolf Hitler, wurde in Nürnberg abgehalten und war von Anfang bis Ende eine begeisterte Huldigung für den Führer, der einige hervorragende Reden hielt. Er nannte das heutige Deutschland „die modernste Demokratie der Welt, deren Führer das Recht zur Führung aus eigner Kraft gewann, da er im Volke wurzelt und das Vertrauen einer Volksmehrheit genießt.“

Julius Streicher, der Führer der fränkischen Nationalsozialisten, begrüßte die Versammelten mit einer Ansprache, in welcher er sagte: „Die Treue, welche wir alten Nationalsozialisten unserm Führer bewiesen, hat uns Gottes Segen gebracht.“

Hierauf wurde der Versammlung, die ihn stürmisch begrüßte, Professor Narpirati, der Vice-Sekretär der italienischen Faschistenpartei, vorgestellt welcher Grüße Mussolinis überbrachte und unter donnerndem Beifall erklärte: „Ich hoffe, daß die Nürnberger Tagung eine weitere Stufe des Fortschritts des Nationalsozialismus und des Faschismus in der Welt bedeutet.“

Bevor Hitler seine Rede vor den 3000 Auserwählten seiner Partei hielt, war er in der Festhalle von 15,000 Anhängern, als er langsam durch den langerstreckten Saal der Rednertribüne zuschritt, mit einem Jubelgeschrei begrüßt worden, wie es noch nie erscholl, wenn ein König ein Parlament eröffnete. In dem Saale wimmelte es von Braunhemden, was der Versammlung einen militärischen Anstrich gab, aber Hitlers Pressechef, Otto Dietrich, hielt vor 1500 Zeitungskorrespondenten aus aller Welt eine Ansprache, in welcher er ausdrücklich betonte, „die Sturmtruppler seien kein Militär, sondern nur Soldaten für politische Zwecke, welche den Bolschewismus überwunden hätten.“ Auf der Rednertrubüne saßen unter den Naziführern Vicekanzler Franz von Papen, der Außenminister Konstantin Freiherr von Neurath und der Wehrminister General Werner von Blomberg, auf Ehrensitzen.

Ein Bild der Gesundheit.

Frau D. S. Kammerer aus Littlestown, Pa., schreibt: „Mein siebenjähriger Sohn, der alle paar Woche fallsüchtig wurde, hat keinen Anfall seines Leidens gehabt, seitdem er Forni's Alpenkräuter gebraucht; er hat an Gewicht zugenommen und ist ein Bild der Gesundheit.“ Dieses zeiterprobte Kräutermittel übt eine ausgezeichnete Wirkung auf den Verdauungs- und Ausscheidungsprozeß aus und fördert den Aufbau eines kräftigen, gesunden Körpers. Es wird nur von Lokalagenten, die von Dr. Peter Fahrney und Sons Co., 2501 Washington Blvd., Chicago, Ill., ernannt sind, geliefert.

Zollfrei geliefert in Kanada.

— **Zwischen Deutschland und der Türkei** wird eine Vereinbarung unterzeichnet, die im Rahmen d. Devisengesetzgebung eine weitgehende Erleichterung des deutsch-türkischen Waren- und Zahlungsverkehrs bezweckt.

— **Meldungen aus Prag berichten** von dem Vorschlag des tschechoslowakischen Sprachausschusses, die deutsche Technische Hochschule in Prag aufzulösen und sie mit der gleichartigen Hochschule in Brünn zusammenzulegen, was einen neuen Schlag gegen das Deutschtum in der Tschechoslowakei bedeuten müßte.

— **Das russische Außenministerium** untersagt d. ausländischen Journalisten in Moskau, die Hauptstadt ohne Genehmigung zu verlassen: eine Verletzung des deutsch-russischen Niederlassungsabkommens, das ausdrücklich vorsieht, daß Deutsche in Rußland den Inländern gleichgestellt sind.

— **Anläßlich der 1100-Jahrfeier** der Erbauung einer katholischen Kirche in Neutra kommt es zu stürmischen Kundgebungen für die Autonomie der Slowakei.

— **Die 23 italienischen Flugzeuge** unter Führung des Luftministers Balbo gehen nach ihrem bahnbrechenden 20 000-km-Flug über den Antlantik auf dem Tiber nieder. Balbo wird zum Luftmarschall, alle übrigen Teilnehmer je nach ihrem Rang, befördert.

— **Rumänien beschließt, ab 15.** August seine Schuldenzahlungen an das Ausland einzustellen, was unter anderem als deutlicher Wink an Frankreich ausgelegt wird, das kein Verständnis für die Lage Rumäniens aufgebracht hat.

— **Die Gemeinde (Dorf) Sczedrzik** im Landkreis Oppeln erhält den Namen Hitlersee.

— **Das amerikanische Konsulat** in Paris verlangt von Deutschen, die das Einreisevisum für die USA. beantragen, den strikten Nachweis, daß sie ihren ständigen Wohnsitz in Deutschland haben oder durch eine von einer deutschen Behörde ausgestellte Bescheinigung darlegen, daß sie nicht politische Flüchtlinge sind. Demnach wehrt sich Amerika gegen deutsche Flüchtlinge.

— **Die Standard-Oil-Gesellschaft** bricht ihre geheimen Verhandlungen mit Rußland ab und die Shell-Gruppe beschließt, weder direkt noch indirekt mit russischem Petrolium zu handeln. Sachverständige schätzen, daß hierdurch Rußland mindestens einen Verlust von 50 Millionen Dollar pro Jahr erleidet.

— **Die Provinz Ostpreußen einschließlich** der Stadt Königsberg ist nach vierwöchentlicher Arbeitsschlacht frei von Arbeitslosen. Am 28. Februar gab es noch 131073 Arbeitslose dort.

— **Das Abkommen von Ouchy, in** dem sich Holland und Belgien-Luxemburg verpflichten wollten, keine weiteren Zollerhöhungen vorzunehmen und die Zölle jährlich um 10 Prozent zu senken, bis die Hälfte der jetzigen Sätze erreicht ist, scheitert endgültig, nachdem Holland den englischen Standpunkt in der Meistbegünstigungsfrage anerkennt.

— **Nach einer Meldung des Stockholmer** „Aftonbladet“ befindet sich die Ukraina in Aufruhr gegen Moskau. Arbeiter und Bauern gehen gemeinsam gegen das Militär vor.

— **Die diesjährige Ernte in Canada** erzielt nur 57 Prozent der Durchschnittsernte.

—**Nach dem „Matin“ verhandeln** Frankreich und Rußland über die Regelung der russischen Vorkriegsschulden. Dabei schlägt Frankreich vor, die Gesamthöhe durch Schiedsgericht neu festsetzen zu lassen und eine Kasse für den Zinsen- u. Amortisationsdienst zu gründen, in die u. a. eine 10-prozentige Abgabe auf den gesamten Warenumsatz mit Rußland fließen soll.

— **Ottawa. Wegen Mangel an** der notwendigen Fracht, wird der kaum drei Jahre alte Hafen von Churchill noch vor dem Einfrieren geschlossen werden müssen. Sieben Schiffe haben bis jetzt den größten Teil des im großen Endelevator in Churchill aufbewahrten 2,500,000 Buschel Weizen weggebracht, und zwei weitere Schiffladungen können den Rest fortschaffen. Es ist deshalb unbedingt notwendig, daß Farmer ihren Weizen sofort nach dem nördlichen Hafen versenden, um dadurch die Sperrung dieses, für den Westen so hochwichtigen Hafens, zu verhindern.

Berichtigung.

In der „Adressenveränderung“ des Herrn G. P. Friesen in Rundschau No. 36, Seite 7, Spalte 4, sollte es heißen: Früher 178 Burrows Ave., jetzt 596 Mountain Ave., Winnipeg, G. P. Friesen.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 3000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

— **Die größte Stadtuhr der Welt** wird bald in Messina, Italien, die Zeit regeln. Der riesige Zeitmesser besitzt einen Figurenschmuck von Automaten, die über Lebensgröße sind. Unter diesen befindet sich ein Löwe, der zu Mittag brüllt, ein Hahn, der am Morgen kräht; zwei sizilianische Heldengestalten schlagen die Viertelstunden; außerdem sind hier die Mondzeichen, ein ewiger Kalender, eine Darstellung des Planetensystems, symbolische Gestalten von Frühling, Sommer, Herbst und Winter, biblische Szenen und mythologische Figuren vertreten, welche die einzelnen Wochentage anzeigen. Jede Viertelstunde tritt ein Knabe, gefolgt von einem Jüngling, einem Krieger und einem Greise, auf eine Plattform, die rund um den Glockenturm führt, schreitet herum und verschwindet dann wieder. Um 12 Uhr, wenn der Löwe sein Gebrüll beendet hat, zeigt sich auf der Plattform eine große Gruppe, bestehend aus Madonna, einem Engel, dem heiligen Paulus und vier Begleitern, die Jungfrau segnet sie. Einer der Begleiter erhält von ihr eine Rolle, und dann wandern sie alle in den Turm zurück. Diese Szene beruht auf einer Ortsage. Auf einer tiefer gelegenen Plattform werden ebenfalls je nach den Jahreszeiten plastische Gruppen sichtbar. Vom Epiphaniasfest bis Ostern ist hier die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande zu sehen, dann folgt bis Pfingsten die Auferstehung mit dem Grabe, dem Christus entsteigt, während die Wächter entsetzt fliehen. Bis zum Dezember ist dann die Ausgießung des Heiligen Geistes dargestellt und vom Weihnachtsabend bis Epiphanias die Geburt Christi.

— **Tucucari, N. M.** — Eine Reihe von Eisenbahn- und Flugzeugunglücken kosten in Texas und New Mexico am Dienstag 16 Menschen das Leben. Ueber 40 zogen sich Verletzungen zu.

Steht hinter Deinem Namen der Vermerk daß „bezahlt bis 1934?" Dürften wir Dich bitten, es zu ermöglichen? — Wir brauchen es zur weiteren Arbeit. Im voraus von Herzen Dank!

— Bestellzettel —

An: Rundschau Publishing House,
672 Arlington St., Winnipeg, Man.

Ich schicke hiermit für:

1. **Die Mennonitische Rundschau ($1.25)** $..........
2. **Den Christlichen Jugendfreund ($0.50)** $..........

(1 und 2 zusammen bestellt: $1.50)

Beigelegt sind: $..........

Name..........

Post Office..........

Staat oder Provinz..........

Bei Adressenwechsel gebe man auch die alte Adresse an.

Der Sicherheit halber sende man Bargeld in registriertem Brief oder man lege „Bank Draft", „Money Order", „Expreß Money Order" oder „Postal Note" ein. (Von den U.S.A. auch persönliche Schecks.)

Bitte Probenummer frei zuzuschicken. Adresse ist wie folgt:

Name..........

Adresse..........